

Anschriften

Psychoanalytische Assoziation
Die Zeit zum Begreifen

Präsidentin: Jutta Prasse, Bleibtreustr. 15/16,
10623 Berlin, Tel.: 883 28 03

Sekretariat: Eva Maria Jobst, Bartningallee 26,
10557 Berlin, Tel.: 391 82 79

Koordinator: Claus-Dieter Rath, Niebuhrstr. 77,
10629 Berlin, Tel.: 881 91 94

Kassierer: Thomas Kittelmann,
Prinz-Friedrich-Leopold-Str. 29,
14129 Berlin, Tel.: 803 33 80

Mitgliedsbeitrag: Der Mitgliedsbeitrag beträgt zur Zeit
100 DM pro Monat.

**Konto der
Assoziation:** 375 43 - 106, Postgiro Bln W,
BLZ 100 100 10

Satzung: Die Satzung der Psychoanalytischen
Assoziation *Die Zeit zum Begreifen* wird
auf Wunsch vom Sekretariat zugesandt.

**Brief
der Psychoanalytischen Assoziation
Die Zeit zum Begreifen
Sonderheft 3
Reader zur Tagung »Geld«
Berlin, 11. – 13. Dezember 1992**

Inhalt

- 3 Claus Dieter Rath**
Affekte und Effekten
- 21 Christiane Schrübbers**
Auf Heller und Pfennig
- 28 Thomas Kittelmann**
»... und läßt keine Spur zurück«
- 36 Mai Wegener**
Die Kosten der Vereinigung

- 42 Fanny Rostek-Lühmann
Geld und Mäuse im Rattenfänger
von Hameln
- 60 Eva Maria Jobst
La livre de chair
- 78 Achim Perner
Kassensturz
- 89 Jean-Luc Evard
Die Geldmünze ist kein Symbol
- 97 Hans-Werner Lehmann
»Als ob die wackern Männer
für Geld zu haben wären«
- 122 Jutta Prasse
Der Geldkomplex
- 132 Sissi Tax
Lesung aus:
»uferloser federfluß«
- 134 Impressum

Der von Lutz Mai während der Tagung gehaltene Vortrag wird im Brief Nr. 13 mit einem nachträglich verfaßten Vorwort erscheinen.

Claus-Dieter Rath

Affekte und Effekten

Etwas auszuarbeiten, ist mir diesmal besonders schwergefallen. Wenn der Dezember naht, in meiner Kindheit der Monat mit den meisten Familienfesten, reagiere ich auf außergewöhnliche Belastungen mit schwer überwindbarer Trägheit. Als ich endlich mit der Niederschrift dieser Notizen begann und mich über meine leichtsinnige Themenwahl ärgerte, plagten mich zudem plötzlich ungewohnte Ellbogenschmerzen.

Das erste Moment werde ich hier so integrieren, daß ich Ihnen mit diesem Text, wie es zu Kindergartenzeiten der *Niclaus* tat, viele kleine Päckchen bringe. Mancher mag enttäuscht sein; ich verate Ihnen gleich: es sind überall Lego-Steine drin. Dem zweiten Moment begegne ich mit der Abwandlung eines lacanianischen Gemeinplatzes: *Da, wo es leidet, beginnt es zu sprechen.*

Die Behauptung, daß der Affekt ein *Effekt*, nämlich etwas von der Sprache her Wirkendes sei, unterstreicht, daß er nichts Ursprüngliches, Wahres, sondern immer etwas Vershobenes ist, da das *Affektquantum* und der zum Affekt gehörige *Vorstellungsinhalt* im Zuge der Verdrängung getrennte Wege gehen.¹ Das heißt keinesfalls, daß am Affekt nichts dran sei: so zeugt er, wie Lacan es formulierte, von *lalangue*, dem Ort, der ein *depôt de jouissance*,

Sammelstelle, Lager, Aufbewahrungsort des Umgangs einer Gruppe mit ihrer unbewußten Erfahrung ist.² Er deutet auf etwas hin, das das Subjekt als nicht *ausgesagtes* Wissen trägt – ein Effekt wie etwa der des rührenden *Lalala* mancher Weihnachtslieder, deren Text man sich nicht entsinnt. »Lalanguge affiziert uns zunächst durch alles das, was sie mit sich bringt als Effekte, die Affekte sind.«³

Angst ist *der* Affekt, denn »irgendwie steckt die Angst hinter allen Symptomen«⁴; eine Zeitlang ist Freud sogar der Auffassung, daß im Zuge der Verdrängung ein Affekt – und jeder psychische Vorgang ist von einem solchen begleitet –, »gleichgültig, was seine eigene Qualität ist«⁵, die »Form der Angst«⁶ annimmt. Sie ist also »die allgemein gangbare Münze, gegen welche alle Affektregungen eingetauscht werden oder werden können, wenn der dazugehörige Vorstellungsinhalt der Verdrängung unterlegen ist«⁷. Um nun der »unvermeidlichen Angstregung zu entgehen«, wird diese wiederum, zumindest teilweise, »durch Symptombildung ersetzt«; wir finden bei der Neurose »als Erfolg des Verdrängungsvorganges entweder reine Angstentwicklung oder Angst mit Symptombildung oder vollkommenerer Symptombildung ohne Angst«⁸.

Das Verhältnis von *Schmerz*, *Angst* und *Trauer* erörtert Freud folgendermaßen: beim *körperlichen* Schmerz, zumeist infolge eines an der innern oder äußeren Peripherie angreifenden starken Reizes, »entsteht eine hohe, narzißtisch zu nennende Besetzung der schmerzenden Körperstelle, die immer mehr zunimmt«⁹. *Seelischer* Schmerz rührt von der intensiven, infolge ihrer Unstillbarkeit stets anwachsenden Sehnsuchtsbesetzung des vermißten (verlorenen) *Objekts*. *Angst* statt Schmerz tritt auf unter der Bedingung, daß das Bedürfnis, das das Liebesobjekt befriedigen soll, nicht aktuell ist; sie ist eine Reaktion auf die *Gefahr* (für die Triebbefriedigung), die ein *Wahrnehmungsverlust* mit sich bringt, wenn er einem Objektverlust (zeitweiliges Vermissten verstanden als dauernder Verlust des Sehnsuchtsobjekts) bzw. einem Verlust der Liebe von seiten des Objekts gleichgestellt wird. Der »Mensch schützt sich durch die Angst vor dem Schreck«¹⁰. *Trauer* »entsteht unter dem Einfluß der Realitäts-

prüfung, die kategorisch verlangt, daß man sich von dem Objekt trennen müsse, weil es nicht mehr besteht. Sie hat nun die Arbeit zu leisten, diesen Rückzug vom Objekt in all den Situationen durchzuführen, in denen das Objekt Gegenstand hoher Besetzung war«¹¹.

Alle drei Begriffe finden im Alltag auch Anwendung aufs Geld. Man spricht von *schmerzhafter* Geldbuße oder sagt, einen bestimmten Betrag könne man noch *verschmerzen*, man *ängstigt* sich ums Geld und man *trauert* einer verlorenen Summe oder einem entgangenen Gewinn nach. Nun ist allerdings das Geld, das man sich wünscht und dessen man bedarf, als solches kein Objekt des Begehrens und Genießens, sondern ein Ding, das ein anderes Objekt vertritt.

Die neurotische Angst »entsteht aus unverwendeter Libido und ersetzt das vermißte Liebesobjekt durch einen äußeren Gegenstand oder eine Situation«¹². So schwer Realangst und neurotische Angst völlig auseinanderzuhalten sind, so sehr ist die Angst ums Geld auch noch dann, wenn dessen Mangel lebensbedrohend wurde, etwas Abgeleitetes, und ist das Geldverdienen-Müssen oft eine »Beschäftigungstherapie«, eine Weise, die Zeit zu füllen, »totzuschlagen«, um dem Begehren aus dem Weg zu gehen.¹³

Was also könnte ich über Affekt und Geld, Affekte und Effekten, sagen? Erörtern, ob Geiz und Raffgier Affekte sind? Das genügte mir in dieser Allgemeinheit nicht. Ich hätte vom Stellenwert des Geldes bei jenen Familienfeiern erzählen können, doch gehört das nicht hierher. Ich könnte aber doch von der schwäbischen Industriestadt sprechen, in der ich aufgewachsen bin, die einst »die Stadt der Millionäre« genannt wurde. Deren Einwohner, so hatte einmal ein Humorist bei einer Weihnachtsfeier gesagt, schwämmen *einwärts* – sie ruderten mit den Armen nicht wie beim Brustschwimmen nach außen, sondern rafften alles an sich. Vielleicht könnte ich hier auf eine Analogie zum Schließmuskel hinweisen. Tatsächlich achten die Leute da sehr auf ihr Hab und Gut, »das Sach«. Mit anderen etwas zu teilen oder anderen etwas mitzuteilen,

liegt ihnen nicht.¹⁴ Teilweise noch geprägt von bäuerlicher Armut (infolge der Erbteilung, d.h. der auf alle Kinder gleichmäßig aufgeteilten und dadurch immer weiter zerstückelten Felder usw.), die für die Reformation und die pietistische Lehre empfänglich gemacht hatte, sind Hartherzigkeit und bizarrer Geiz nicht selten. Als typisch gilt das Verhalten jenes schwäbischen Ehepaares, das bei einer Gebirgswanderung in eine Gletscherspalte gefallen war: Tag und Nacht rufen die beiden vergeblich um Hilfe. Nach unendlich vielen Stunden hören sie rufen: »Halloo, halloo! Hier ist das Rote Kreuz!«, »Halloo, halloo! Hier ist das Rote Kreuz!« Darauf der Ehemann, mit letzter Kraftanstrengung, aus der Tiefe: »Mir gebet nix!«

In seinem Aufsatz »Zur Ontogenie des Geldinteresses« (1914) behandelt Sándor Ferenczi – im Anschluß an Freuds »Charakter und Analerotik« (1908) – die unbewußte Wechselbeziehung zwischen dem Lustnebengewinn aus der Defäkation bzw. der Zurückhaltung des Kots »zu jeder körperlichen Tätigkeit oder geistigen Strebung, die etwas mit Sammeln, Zusammenscharren und Sparen zu tun hat«¹⁵.

Durch Abschreckung und Strafandrohung verschiebt sich das Interesse des Kindes am eigenen Kot, als dem Objekt, das die angenehmen Empfindungen im Analbereich verursacht, auf den weniger streng riechenden Straßenkot (der immer noch feucht, abfärbend und klebrig ist), dann etwa auf das entwässerte Objekt Sand; dessen Vermengung mit Wasser ist ebenso eine *Wiederkehr* des Verdrängten wie das Spielen mit und das Beriechen von Knete. *Reaktionsbildungen* sind das Interesse für wohlriechende Stoffe und erste Formen eines Ästhetentums. Eine weitere Verschiebung führt vom Sand auf ein hartes Objekt, den Stein; das Kiesel sammelnde Kind ist *steinreich*. Hieran reißen sich etwa Glaskugeln, mit denen ein schwunghafter Tauschhandel in Gang kommt – eine Vorform des Geldes, das ja auch Knete, Kies, Kohle genannt wird. Schließlich tritt das Interesse für reinere, glänzende Objekte wie Gold und Geldstücke auf. Zur Wertschätzung der Münzen (das Metallische

wird mit *Moneten*, *Pinkepinke*, *Zaster* usw. betont) trägt natürlich auch die Achtung bei, »welche die Erwachsenen dem Geld zollen, sowie die verlockende Möglichkeit, damit alles, was das Kinderherz nur wünscht, sich beschaffen zu können. Ursprünglich wirken aber nicht solche rein praktischen Überlegungen, sondern die Freude am spielerischen Sammeln, Anhäufen und Betrachten der glänzenden Metallstücke die Hauptrolle, so daß Geldstücke hier noch weniger nach ihrem ökonomischen Wert, denn als an und für sich lustspendende Objekte geschätzt werden.«¹⁶

Ich erinnerte mich eines Minerals, Goldglimmer, das *Katzengold* – soll heißen »falsches« Gold – genannt wurde und uns Kindern fast soviel galt wie wahres.

»Nicht wahr?«, geläufige Rückversicherung des Sprechenden, heißt im Schwäbischen *gell* oder *gellet se* (= *gellen sie*). Einige ältere Leute, die statt *gell gelt* sagten, waren mir unangenehm, ihre Art *Nicht wahr!* hatte für mich etwas Falsches – als wollten sie durch das in der Mundart unübliche harte *t* vermeiden, daß *gelt* zu *Geld* würde. Die Wendung *gellet se* lautete bei ihnen *geltet se?*, also *gelten sie?*

Tatsächlich stammen *gell* wie *gelt* (in manchen Gegenden auch *gelle*) von *gelten* i.S. von »zahlen« (*jemanden etwas gelten oder vergelten*)¹⁷; es ist noch erhalten in »Gelts Gott« bzw. »Vergelts Gott«. Es hat auch denselben Ursprung wie das Wort *Geld*, das zunächst »kultische oder rechtliche Einrichtung, Abgabe« bzw. Opfer, Vergeltung, Zahlung, Tribut bedeutete. Noch in der »Wiedergutmachungszahlung« und im Schmerzensgeld geht es um Entschädigung und Entschuldung.

»Was schulde ich Ihnen?« fragten die Erwachsenen einander. Ist das Begleichen einer Schuld in *pagare*, *payer* und *to pay* – vom lateinischen *pacare* = *pacificare* – ein »Befrieden«, ein »Stillen«, so sind im deutschen *bezahlen* immer Zahl und zählen, Berechnung und Bericht im Spiel.¹⁸

»Gelt, das ist wahr?« ist ein ängstlicher Schutz gegen eine mögliche Aufforderung, an dieser Stelle mehr zu sagen, ein Appell an das Gegenüber, die Aussage als wahr gelten zu lassen und nicht weiterzufragen nach einem nicht ausgesagten Wissen. Nein, »unhinterfragt« mochte man nichts mehr gelten lassen zur Zeit der Studentenbewegung! Entfremdung, Fetischisierung, Tauschwert und Gebrauchswert, Konsumterror und Rezession gehörten ebenso zum Alltagsvokabular wie Regression, Lustfeindlichkeit und Entsublimierung. Man arbeitete über *Psychoanalyse und Klassenkampf*, zwei der beliebten Autoren waren Reich und Reiche, zur Erholung ging man in Filme wie »Für eine Handvoll Dollar« oder »Für ein paar Dollar mehr« und schmökerte Donald Duck, wo Onkel Dagobert in seinen Goldtalern badete.

Im Geld schwimmen – so bin ich wieder bei jenem schmerzenden Körperteil, der wie das Gegenteil von *reich* lautet. Das Symptom *Armschmerzen* hat mir die Angst vor der Arbeit an meinem Thema genommen und durch die, somatische Innervation, Konversion, einen effektiven Wink – Wink mit dem Arm – für die Ausrichtung meiner Notizen gegeben. Was könnte die verdrängte Vorstellung gewesen sein? Geht es in Geldsachen – neben der Begeisterung über den *Gewinn* – nicht meist um eine Angst zu *verarmen*, die vom *Schuldgefühl* herrührt? Verarmung oder gar Verlust des Arms als Strafe für den frechen Anspruch auf Teilhabe am Vermögen anderer? Angst, nicht an der Festtafel der Großen – wo es heißt: »Ellbogen runter!« – mitgenießen zu können, sondern abgewiesen zu werden und – wie die Kleinen und die weniger geschätzte Verwandtschaft – am *Katzentisch* zu landen; ausgeschlossen oder benachteiligt zu sein, Katzensgold statt Gold zu erben. Das Wort *arm* (arm sein) gehört wahrscheinlich, im Sinne von *verwaist*, zu der Wortgruppe *Erbe* (Hinterlassenschaft; Waisengut; von *orphânōs* = verwaist): vereinsamt, bemitleidenswert, unglücklich; woran sich *barmherzig* und *erbarmen* anschließen.

Cazzo ist im Italienischen ein Ausruf des Erstaunens, es bezeichnet Penis und Phallus. Die einzige Etymologie, die ich gefunden habe, ist umstritten; sie verweist auf *cazza*, metallener Rührlöffel.¹⁹ *Katzelmacher*²⁰ hießen zunächst die eingewanderten italienischen Handwerker, die diese herstellten. Auch *Kasse* und anderes Bankvokabular stammt von italienischen Geldwechslern und Kaufleuten (Prokura, Konto, netto usw.). Die *Bank* ist eigentlich der lange Tisch des Geldwechslers und *Banca rotta* bzw. *banco rotto* ein Bild für dessen zerbrochenen Tisch, im Falle der Zahlungsunfähigkeit.

Das Geld ist ein universaler Signifikant, aber oft auch der höchste Signifikant, Phallus (Kot, Kind, Penis). Die Sorge des Einzelnen um sein Geld ist nicht ohne Beziehung zur Sorge um *unser aller Geld* – um den gesellschaftlichen Reichtum als auch um Status und Bestand der Währung.

Mit der geplanten Ablösung der Deutschen Mark – von manchen »Schatz unseres Landes« (Bundeskanzler Kohl) oder das »Rheingold« genannt – durch den ECU, heißt es, würde die stabilste der Währungen in Europa »aufgeweicht und kaputtgemacht«, würden die Deutschen aus der Hand geben, »was sie stark gemacht hat«²¹.

Sofern die Währung als etwas Heiliges, als eine starke, »glaubwürdige« Gottheit fungiert, die eine Bevölkerung anderen gegenüber unterscheidet²² – man denke an die Verachtung gegenüber Ländern mit schwacher Währung und an das *Image* der Bundesbank –, verlöre nun das, woran die Deutschen glauben und in dessen Namen sie Triebverzicht üben, Kredit;²³ ohne Mark, als *Größe* und als *Maß*, wäre gleichsam das Mark aus den Knochen.

Zur Angst, seines Produkts verlustig zu gehen, Angst vor Entfremdung und Überfremdung, kommt die vor den Armen, etwa den Asylsuchenden, als denen, die den Mangel verkörpern.²⁴ »Wir wollen unseren durchaus bescheidenen Wohlstand behalten und

müssen ihn gegen euch verteidigen. Ihr habt – ohne es zu wissen – gegen uns einen Krieg begonnen«, läßt Christoph Hein²⁵ uns Bewohner der »ersten Welt« sagen, die wir weit überproportional die Ressourcen der Erde verbrauchen.

Verarmungsängste können auch einen Analytiker plagen, der gerade eben zu praktizieren begonnen hat. Vielleicht phantasiert er – nachdem ein Analyse-Interessent gesagt hat, das geforderte Honorar sei ihm zuviel und er warte nun doch lieber auf einen Kassenanalyse-Platz –, die meiste Zeit allein in der Praxis zu sitzen und zu verelenden, die Miete oder Kreditzinsen nicht bezahlen und die Familie nicht unterhalten zu können. Es stellt sich ihm die Frage, was – im Verhältnis zu sonstigen Arbeiten und Leistungen – das Analysieren für eine Art des Geldverdienens oder Geldgewinnens sei: ist das Honorar eine Vergütung für Heilungsbemühungen, eine Erraten!-Zahlung, Schweigegeld, ...? Ist der Analytiker ein *stiller Teilhaber*? Die Angst kann von der unbewußten Vorstellung, etwas Verbotenes, Illegitimes zu tun, rühren, vielleicht vom Wunsch, mit Analysanten etwas Ungehöriges anzustellen, von sadistischen Phantasien des »uneigennütigen« Wohltäters der Leidenden oder von Allmachtsphantasien eines Heilers. »Ich sage mir oft zur Beschwichtigung des Bewußten: Nur nicht heilen wollen, lernen und Geld verdienen! Das sind die brauchbarsten Zielvorstellungen«, ließ Freud Jung wissen.²⁶

Auf der einen Seite »Mittel zur Selbsterhaltung und Machtgewinnung«²⁷, dient die Geldforderung auf seiten des Analysanten auch der libidinösen Besetzung, der Wertschätzung, der Analyse – und auch des Analytikers – und zugleich der Ent-Erotisierung der Übertragungsliebe. Die Forderung, etwas zu investieren, mit einem Verzicht zu bezahlen (die Geldform ist problematisch bei der Arbeit mit Psychotikern und Kindern), dringt auch darauf, Verantwortung für das eigene Symptom zu übernehmen. Besteht der Analytiker nicht darauf, begibt er sich in die Position eines allmächtigen Gebenden, nicht ohne Schuldgefühle zu evozieren. Ein weiteres Pro-

blem ist das Nachlassen der festgesetzten Geldforderung, das – besonders beim Zwangsneurotiker – zum Anlaß ständiger Klagen über den geringen Wert des Analytikers werden kann.

Der Analysant hat Anlaß, sich zu fragen, wie es um Anspruch, Begehren und Genießen auf seiten des Geldnehmers steht: wieviel Geld nimmt er ein und was tut er mit dem Geld? Wieso will er Bares (»Bargeld lacht«) und keinen (Schuld-)Scheck? Wieso rechnet er nicht mit der Kasse ab und begnügt sich mit einer Summe, die vielleicht unterhalb des »Krankenkassensatzes« liegt (den manche »Kassenanalytiker« durch eine Zusatzforderung noch aufstocken)?

Wenn der Analytiker, wie Freud empfahl (aber nicht unbedingt selbst immer so praktizierte), »unaufgefordert mitteilt, wie er seine Zeit einschätzt«²⁸, ist auch seine libidinöse Besetzung des Geldes (vielleicht auch einer bestimmten Ziffer) und der Analyse im Spiel: verlangt er wenig, schätzt er vielleicht die Wirksamkeit der Analyse bzw. seiner analytischen Arbeit gering oder bezieht reichlich anderweitigen Genuß aus ihr; verkauft er seine Arbeit sehr teuer, muß er sich vielleicht gerade durch die unmäßige Forderung von deren Wert überzeugen; dreisten Geldforderungen können natürlich auch krasse Selbstüberschätzungen zugrundeliegen. Wie peinlich diese Fragen sind, zeigen manche Anekdoten, die den Zahlungsakt zum Gegenstand haben.

Welches Begehren und Genießen bewegte bloß den Analytiker, den ich vor Jahren sagen hörte: »Ich mach das bloß wegen dem Geld«? Vielleicht sind diejenigen »mächtigen sexuellen Faktoren, [die] an der Schätzung des Geldes mitbeteiligt sind«²⁹ überhaupt für das »Seelische« und den Hauptgegenstand der Psychoanalyse, das Genießen, von zentraler Bedeutung.³⁰

Könnte nicht das hartnäckige Festhalten vieler deutscher Psychoanalytiker an der Kassenbehandlung (einschließlich Gutachten usw.) damit zusammenhängen, daß ihnen diese Institution, als Dritte, einen *Anspruch* auf bestimmte Tarife für die »Heilung Kran-

ker« gibt – und sie kraft solcher behördlicher Versicherung glauben können, die Verknüpftheit der Geldfrage mit dem *Begehren zu analysieren* bzw. dem Begehren, *Analytiker zu sein*, als Frage erledigt zu haben?

Kurz vor dem Beginn meiner Notizen war mir in einem Kapitel über »Antisemitische Namenswitze« *Katzenellenbogen* aufgefallen.³¹

Die antisemitische Kapitalismushetze der Nationalsozialisten, die zum Kampf der *Schaffenden* gegen die *Raffenden* (damit waren hauptsächlich das jüdische Finanzkapital und die Warenhausbesitzer gemeint) aufrief, stützte sich auf den Neid gegen jene, die angeblich ohne viel Mühe, also »unverdient«, etwas gewonnen haben bzw. den anderen das sauer Erarbeitete abnehmen und vampyrhaft dem Volkskörper das zirkulierende Geld entziehen, um es etwa in Form »ungeheuerlicher Goldschätze« anzusammeln.³² Am Kapitalismus sollten die Juden schuld sein.

Effektenkammer, erfuhr ich von Anne Lise Stern, war in Auschwitz die offizielle Bezeichnung der Baracken, in der Kleider, Schuhe und Gepäck, teilweise auch Schmuck und Gold gelagert und sortiert wurden; die Häftlinge nannten sie *Kanada*.³³

Das Wort *Effekten* wird heute im Deutschen kaum noch für die *Habseligkeiten* (*les effets personnels, civiles*) gebraucht, sondern fast ausschließlich für *Wertpapiere*, die an der Börse gehandelt werden.

Geld bringt als solches keine Zinsen; damit es »arbeiten« kann, muß es *angelegt* werden.³⁴ Die ersten Wertpapiere sind die Wechselbriefe, die neben den Waren an den Börsen gehandelt wurden. Sie enthielten das Versprechen eines Schuldners, eine bestimmte Summe zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort zu zahlen.³⁵ Die *Aktie*³⁶ bescheinigt eine Beteiligung am Grundkapital einer Aktiengesellschaft in Höhe des auf der Urkunde aufge-

druckten *Nennwertes*³⁷; der *Preis* hingegen, den der Anleger beim Kauf zahlen muß, liegt meist viel höher. Der Aktionär hat ein Mitbestimmungsrecht am Unternehmen, bekommt einen Anteil am Gewinn des Unternehmens, die Dividende. (Der Erwerb von *Genußscheinen* berechtigt nur zum stillen Genuß, nicht zur Stimmübertragung.) Er kann auch, je nach gegenwärtigem *Kurswert* mit Gewinn oder Verlust, seine Aktien an der Börse verkaufen; dieser hängt von der »wirtschaftlichen Gesamtstimmung«, von der Branche und vom konkreten Unternehmen ab.

Ferenczi fährt in seinem Aufsatz fort: »Entsprechend der inzwischen vor sich gegangenen Entwicklung des Denkkorgans in der Richtung des Logischen wird das symbolische Interesse am Geld beim Erwachsenen nicht nur auf Gegenstände mit ähnlichen physikalischen Eigenschaften, sondern auf allerlei Dinge ausgedehnt, die irgendwie Wert oder Besitz bedeuten (Papiergeld, Aktien, Sparkassembuch usw.). Mag aber das Geld was immer für Formen annehmen: die Freude an seinem Besitz hat ihre tiefste und ergiebigste Quelle in der Koprophilie. Mit diesem irrationalen Elemente wird jede Soziologie und Nationalökonomie, die die Tatsachen ohne Voreingenommenheit prüft, rechnen müssen. Soziale Probleme werden erst durch Aufdeckung der wirklichen Psychologie des Menschen lösbar; Spekulationen über die ökonomischen Bedingungen allein werden nie zum Ziele führen.«³⁸

Das Geschehen an der Börse, sagen Kenner in ihrem Jargon, werde bestimmt von der »Liquidität«, d.h. vom Geld und von der »Psychologie«; das Anlegerverhalten beruhe auf bestimmten Erwartungen³⁹, es sei eine Sache des Glaubens. Kommt der Verdacht auf – häufig auch von Spekulanten provoziert –, der gute Name eines Wertpapiers oder gar aller Effekten könne ins Wanken geraten (am extremsten beim Börsenkrach), werden die Papiere schlagartig »abgestoßen«. Unter Verzicht auf die erhofften Gewinne kehren in der Panik die Leute, die sich gegen den Verlust armieren

wollen, meist zum Goldwert zurück, im Glauben an dessen stabilen Wert. Jedoch schwankt der *Warenwert* des Goldes selbst auch, und zwar wesentlich in Abhängigkeit von der allgemeinen Angst; Börsenfachleute halten ihn für ausschließlich psychologisch determiniert.⁴⁰

Dieser Glaube an einen stabilen, natürlichen Geld- bzw. Goldwert und die Ängste vor dem Wertverlust erinnern an den Glauben des kleinen Knaben an den Phallus des Weibes (der Mutter) bzw. an den Fetisch, der beim Erwachsenen diesen Glauben aufrechterhalten soll. Für den Knaben kann es nicht wahr sein, daß das Weib keinen Penis besitzt, »denn wenn das Weib kastriert ist, ist sein eigener Penisbesitz bedroht, und dagegen sträubt sich das Stück Narzißmus, mit dem die Natur vorsorglich gerade dieses Organ ausgestattet hat. Eine ähnliche Panik wird vielleicht der Erwachsene später erleben, wenn der Schrei ausgegeben wird, Thron und Altar sind in Gefahr, und sie wird zu ähnlich unlogischen Konsequenzen führen.«⁴¹

Von hier aus könnte man weiter verfolgen, wie sich der an einen Phallus geknüpfte Affekt *Panik* mit dem Marxschen *Fetischcharakter des Gelds und der Ware* verbinden läßt; auch inwiefern die verbreitete Konzeption eines *adäquaten* Affekts, die diesen gleichsam fetischisiert und – als natürliches *Maß* aller Dinge – beziffert statt ihn zu entziffern und ihn zu begreifen als »auf den *Anderen* berechnet«⁴², der Fiktion des *Äquivalententausches* analog ist.

Wie in Teilen der Studentenbewegung zu Altvaters und Sohn-Rethels Zeiten *Geld- und Triebökonomie* verknüpft wurden, möchte ich – sicherlich verzerrt – zum Schluß andeuten. Nicht um gerechte Verteilung der Ressourcen zwischen Armen und Reichen sollte es gehen, sondern um Aufhebung der Entfremdung, des Verlusts, des Leistungsprinzips und Konkurrenzdrucks. So wie die Revolution die Abschaffung von Kapital und Geld, sollte die Psychoanalyse die Befreiung von den Verdrängungen bringen. Das Prole-

ariat galt als »das unmittelbare Ergebnis, die Verkörperung« des »unterdrückten Trieb«, den es bewußt zu machen gelte (Todes- und Aggressionstrieb waren als kapitalistische Ideologie abgetan). Den Mitgliedern der revolutionären Bewegung seien deshalb »nicht weiterhin Verdrängungsleistungen« abzufordern, »wie etwa die abstrakte Forderung nach Disziplin und Sauberkeit, die typischen Symptome des analen Charakters.«⁴³ Nur so käme es zu »spontanen Aktionen der Massen«⁴⁴.

Das von Freud für die Verdrängung verwendete *Bild* der gesellschaftlichen Zensur wurde als ethische Wertung genommen und somit verkannt, daß ja die Neurose gerade eine *mißglückte* Verdrängung ist;⁴⁵ ähnlich wurde die symbolische Kastration mit kastriertem Leben gleichgesetzt. Während manche Freud mit dem Hinweis relativierten, dieser sei eben zu sehr von der *bürgerlichen* Gesellschaftsordnung geprägt, spricht Lacan – der damals in Deutschland kaum rezipiert wurde – von der konstitutionellen Entfremdung des Subjekts (etwa vom Spiegelstadium ausgehend).

Gesellschaft entsteht aus der vermittelnden Kategorie des Marktes. Sohn-Rethel zufolge führt der fortgeschrittene Kapitalismus vom Markt weg, da die Produktion nur noch sich selbst verpflichtet ist; das Profitprinzip transzendiert die Grenzen der gesellschaftlichen Nachfrage; der weitergehende stetige Ausstoß ist also Produktion auf Vorrat oder etwa Rüstungsproduktion, die im Ernstfall dazu führt, daß Werte zerstört und neuer Bedarf an Waren geschaffen wird.

Von der Sehnsucht, die Entfremdung zu überwinden, nähren sich Kontakt- und Kommunikationskulte, Folklorismen und Exotismen sowie die Emphase der (Volks-)Gemeinschaft. Auch in der DDR, so scheint es, herrschte infolge des Ausschlusses des Marktes die totalisierende *Gemeinschaft* über die *Gesellschaft*; dies geschah in Abgrenzung gegen das »kapitalistische Konkurrenzsystem« (*Ellbogengesellschaft*) und im Widerspruch zum »sozialistischen Wettbewerb«, der bloß Parole war.⁴⁶

Der Jubel der *Gemeinschaft*, die sich unmittelbar an ein *depôt de jouissance* angeschlossen wähnt – vielleicht im Glauben, einen Gebrauchswert für alle objektiv bestimmen zu können –, täuscht über die Notwendigkeit der mühsamen, sprachlichen Ausarbeitung des Wissens über *lalangue* hinweg.

Ohne Markt, ohne den Handel, ohne Übertragung, Verführungsversuch, Mißverständnis, Tauschen, Täuschen und Enttäuschung, setzt man sich dem Terror des Einverständnisses aus, gelangt man vom Kot zum *Code*, der ein Versuch ist, sich gegen den Verlust zu wappnen.

Anmerkungen

- 1 vgl. Freud *Die Verdrängung* und *Das Unbewußte*. »Durch den Prozeß der *Verschiebung* kann eine Vorstellung den ganzen Betrag ihrer Besetzung an eine andere abgeben, durch den der *Verdichtung* die ganze Besetzung mehrerer anderer an sich nehmen.« Freud (1915e), StA, S. 145
- 2 Lacan: *La troisième*, S. 189
- 3 Lacan: *Encore*, S. 151
- 4 Freud (1930a), StA, S. 261
- 5 Freud (1916-17a), StA, S. 390
- 6 ebda. S. 395, (vgl. a. *Die Verdrängung*); in *Hemmung, Symptom und Angst* unterscheidet Freud dann diese »phänomenologische Beschreibung« von der »metapsychologischen Darstellung« (Freud (1926d), StA, S. 238f.); »die Angst wird bei der Verdrängung nicht neu erzeugt, sondern als Affekzustand nach einem vorhandenen Erinnerungsbild produziert« (ebda.).
- 7 Freud (1916-17a), StA, S. 390
- 8 ebda., S. 390
- 9 Freud (1926d), StA, S. 307
- 10 Freud (1916-17a), StA, S. 382
- 11 Freud (1926d), StA, S. 308
- 12 Freud (1916-17a), StA S. 394
- 13 Israel (1990), S. 16
- 14 Unterschiedliche Symptommischungen herrschen nicht nur bei Subjekten, sondern auch bei Volksgruppen vor (vgl. Freuds Überlegungen zur »Pathologie der kulturellen Gemeinschaften« (1930a), GW, S. 505). Hier sei erinnert an Alan Dundes Versuch, anhand von Sprichworten, Redensarten u.a. einen nationalen Analcharakter der Deutschen nachzuweisen.
- 15 Ferenczi, S. 111
- 16 Ferenczi, S. 115f.
- 17 zurückzahlen, zurückerstatten, entschädigen; für etwas büßen; eintragen, Einkünfte bringen; kosten, wert sein. (Alle Etymologien in diesem Text nach: Duden Etymologie der deutschen Sprache, 2. Aufl. 1989)
- 18 *Bezahlen* kommt von *Zahl* und *zählen*. *Zahl* heißt ursprünglich »Menge, Aufzählung, Bericht, Rede« (vgl. das englische *tale*). Es rührt wahrscheinlich vom Einkerbigen eines Merkstrichs auf Holz (*Kerbholz*). Dem Duden zufolge führte der Umstand, daß das mittelalterliche Zahlbrett zugleich ein Rechenbrett war, das »Zahlen« im 16. Jh. zur Bedeutung »eine Geldsumme hingeben«. Im Neuhochdeutschen ist die Verwendung von »zählen« wie des Substantivs »Zahl« auf das Rechnerische eingeschränkt, während die Bedeutung »berichten, mitteilen« der Präfixbildung *erzählen* zugefallen ist.
- 19 »Tenere il mestolo« heißt übrigens: »das Kommando führen« (Zingarelli, *Vocabolario della lingua italiana*)

- 20 vgl. den gleichnamigen Film von R.W. Fassbinder
 21 Der Spiegel 50/1992, S. 125 u. 128
 22 vgl. Mustafa Safouan bei der Tagung »Lacan und das Deutsche«, Berlin 1992
 23 dies ist etwas anderes als die Gleichsetzung des Dollarkurses mit dem momentanen Image des US-Präsidenten durch Psychohistoriker wie de Mause (etwa in Peter Kriegs Film (1987) »Die Seele des Geldes« (Mythen der Moderne II) (Video und Buch bei Zweitausendeins))
 24 Sie können manchmal auch neidvoll als jene angesehen werden, die nichts mehr zu verlieren haben (weswegen Habenichtse oft als glücklich gepriesen werden) und folglich weder Schmerz, Angst noch Trauer zu leiden hätten.
 25 in: Der Spiegel 50/1992, S. 75 u. 78
 26 Brief vom 25.1.1909. Freud/Jung Briefwechsel, S. 224
 27 Freud (1913c), S. 191
 28 Freud (1913c), S. 191
 29 Freud (1913c), S. 191
 30 »Es ist durchaus falsch, das berühmte Skybalon einfach in der Funktion aufgehen zu lassen, die es im Metabolismus der Zwangsneurose hat. Es ist durchaus falsch, wenn man es von dem abtrennt, was es gelegentlich repräsentieren kann: das Geschenk, oder auch eine Beziehung zu Schmutz, Läuterung und Katharsis. Es ist ein Irrtum, nicht zu bemerken, daß genau da die Funktion der Opferwilligkeit ansetzt. Um es gradheraus zu sagen: Das Objekt kommt hier jedem Bereich sehr nahe, den man den 'seelischen Bereich' nennt.« (Lacan: Seminar 11, S. 205)
 Freud spricht davon, »daß den vielfachen Triebregungen, die man als Analerotik zusammenfaßt, eine außerordentliche, gar nicht zu überschätzende Bedeutung für den Aufbau des Sexuallebens und der seelischen Tätigkeit überhaupt zukommt« (1918b, StA, S. 188) (vgl. a. (1933a), StA, S. 534).
 Lucien Israel spricht vom »Isomorphismus zwischen der analen Zurückhaltung und der Aufrechterhaltung des Genießens« (Israel 1983, S. 103).
 Auch psychoanalytische Erörterungen sind nicht frei von der Geringschätzung des analen Genießens - ein Streben zum Edleren, das vielleicht doch eine Rückkehr zum Allerwertesten ist.
 31 Bering, S. 208; übrigens heißt der der *Musikantenknochen*, der Punkt, an dem *die Maus* in den Ellbogen reinfährt, im Französischen *petit juif*.
 32 Rosten, S. 181; Strohmeier, S. 151
 33 s. a. Brackmann u.a., S. 56 u. 109
 34 »Wollen Sie nicht mehr verdienen als immer nur Anerkennung? Lassen Sie Ihr Geld für sich arbeiten!« (Anzeige des *Handelsblatt*)
 35 Bilitzka, S. 8
 36 von lat. agere = handeln; jeder 17. Bürger in der alten BRD ist Aktienbesitzer
 37 Er beträgt in der Regel 50 DM
 38 Ferenczi, S. 116

- 39 Bilitzka, S. 79/81
 40 Kostolany, S. 26
 41 Freud 1927e, StA 384
 42 Freuds 112. Brief an Fließ v. 6. Dez. 1896, 223f (Freud 1985c) (in der alten Ausgabe (Freud 1950a) 52. Brief, S. 156)
 43 Kurnitzky, S. 10f.
 44 ebda.
 45 Freud (1915d), StA, S. 115-118
 46 Vortrag des Ostberliner Philosophen Peter Ruben beim Potsdam-Kolleg, 19. März 1991

Literatur

- Bering, Dietz: Kampf um Namen: Bernhard Weiß gegen Joseph Goebbels. Stuttgart: Klett-Cotta 1991
 Bilitzka, Karl-Heinz: Stichwort Börse. München: Heyne 1992
 Brackmann, Karl-Heinz u.a.: NS-Deutsch. »Selbstverständliche« Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus. (Europäisches Übersetzer-Kolegium Straelen, Glossar Nr.4) Straelen: Straelener Manuskripte-Verlag 1988
 Dundes, Alan: Sie mich auch! Das Hinter-Gründige in der deutschen Psyche. Weinheim u. Basel: Beltz 1985. (Life is like a chicken coop ladder. A portrait of German culture through folklore. New York: Columbia University Press 1984)
 Ferenczi, Sándor (1914): Zur Ontogenie des Geldinteresses. In: Ferenczy: Bausteine zur Psychoanalyse Bd.1: Theorie. Frankfurt/M.; Berlin; Wien: Ullstein Materialien 1984 (Nachdruck d. Erstausgabe, Leipzig 1927), S. 109-119
 Freud, Sigmund (1908b): Charakter und Analerotik. GW 7: 203-209; StA 7: 25-30
 (Ders.) (1913c): Zur Einleitung der Behandlung (Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse I). GW 8: 454-478; StA, Erg.Bd. 183-203
 (Ders.) (1913k): Geleitwort zu: Bourke, John Gregory: Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht der Völker (Leipzig 1913). In: GW 10, S.453-455
 (Ders.) (1915d): Die Verdrängung. GW 10: 248-261; StA 3: 107-118
 (Ders.) (1915e): Das Unbewußte. GW 10, S.263; StA 3, S.119
 (Ders.) (1916-17a [1915-17]): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 11; StA 1, S.33
 (Ders.) (1916-17e): Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik. GW 10, S.402-410; StA 7, S. 125-131

- (Ders.) (1918b): Aus der Geschichte einer infantilen Neurose (Wolfsmann). GW 12, S.27; StA 8, S.125
- (Ders.) (1926d)[1925]: Hemmung, Symptom und Angst. GW 14, S. 111, StA 6, S. 233
- (Ders.) (1927e): Fetischismus. GW 14, S. 311-317; StA 3, S. 383-388
- (Ders.) (1930a[1929]): Das Unbehagen in der Kultur. GW 14, S.419; StA 9, S.191
- (Ders.) (1933a): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 15; StA 1, S.447
- (Ders.) (1985c [1887-1904]): Briefe an Wilhelm Fließ 1887-104. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt/M.: Fischer 1986
- (Ders.) / Carl Gustav Jung: Briefwechsel. Frankfurt/M.: Fischer 1974
- Israel, Lucien: Die unerhörte Botschaft der Hysterie. München: Reinhardt 1983
- Israel, Lucien: L'aliénation. Le Prix-Dieu. Typoskript eines Vortrags v. 22. 1. 1990
- Kostolany, André: Kostolany's Notizbuch. Stuttgart: Seewald 1983
- Kurnitzky, Horst: Versuch über Gebrauchswert. Zur Kultur des Imperialismus. Berlin: Wagenbach Rotbuch 1970
- Lacan, Jacques: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse (Seminar 11). Olten u. Freiburg i.Br.: Walter 1978
- Lacan, Jacques: Encore (Das Seminar, Buch XX (1972-1973)). Weinheim/Berlin: Quadriga 1986
- Lacan, Jacques: La troisième, Rome 31.10.1974, in: Lettres de l'Ecole Freudienne. Rome, 7ème Congrès de l'Ecole Freudienne. Nr. 16, Novembre 1975
- Rosten, Curt: ABC des Nationalsozialismus. Berlin: Schmidt&Co. (2., veränd. Aufl.) 1933
- Strohmeyer, Klaus: Warenhäuser. Geschichte, Blüte und Untergang im Warenmeer. Berlin: Wagenbach 1980

Christiane Schrübbers

Auf Heller und Pfennig

Ein Bekannter hat mir die folgende Geschichte über seinen Vater erzählt: wenn die Mutter Auslagen gemacht hatte, die der Mann ihr erstatten sollte, so tat er das per Überweisung auf ihr Bankkonto und »auf den Pfennig genau«. Der Sohn fand dieses Verhalten seines Vaters schnöde, eigentlich unanständig. Er selbst verfuhr so, daß er in einem solchen Fall »runde Beträge« überweist. Er bezahlt also mehr, als seine Schulden ausmacht, indem er den fälligen Betrag vergrößert.

Diese Geschichte war für meine Gedanken zu unserem Thema der erste Aufhänger. Vom zweiten spreche ich gleich noch. Ich habe mir diese Geschichte gemerkt, weil sie zeigt, daß es schwierig ist, Schulden zurückzuzahlen. Möglicherweise achten wir im alltäglichen Leben nicht auf dieses Phänomen; dabei ist es weit verbreitet. Ob einer Schulden machen kann oder auch nicht, und wie Schulden beglichen werden, dazu kann wahrscheinlich jeder mindestens eine Geschichte erzählen. Mir fiel auf, daß sich gerade an die Pfennige, die in einer zurückzuzahlenden Summe enthalten sind, besondere Energie bindet, die uns, wenn wir uns nur auf den Standpunkt des Geldsinns unseres entwickelten Kapitalismus und Monetarismus stellen, irrational erscheint. Es fällt vielen von uns schwer, sich den Pfennigen gegenüber neutral zu verhalten. Eine

Variante davon ist: Wer seine Schulden auf den Pfennig genau zurückzahlt, gilt als pingelig.

Wenn der Schuldner mit Bargeld bezahlt und nicht auf den Pfennig genau zahlen möchte, kann er seinen Gläubiger bitten, einen anderen Betrag anstelle des geschuldeten zu akzeptieren, entweder einen höheren (aufgerundet) oder einen niedrigeren (abgerundet), eine »glatte Summe« eben. In der Regel liefert das fehlende Kleingeld das Argument und die Legitimation für diesen Akt. Genausogut gibt es Gläubiger, die nicht auf den Pfennig genau bezahlt werden mögen. Sie machen dann einen entsprechenden Vorschlag. Von wem die Initiative ausgeht, der muß auch einen Kommentar in der Art: »Du sollst auch nicht leben wie ein Hund« oder: »Für die Schuhsohlen« dazuliefern. In dieser Situation geschieht ganz schnell etwas sehr Komplexes, was aber offensichtlich in unserer Gesellschaft gut funktioniert und aus der allgemeinen Konvention stammt. Bei Banküberweisungen entfällt das Argument des fehlenden Kleingeldes. Trotzdem können einen die Pfennige stören. Das übliche und einzige Verfahren scheint da das Aufrunden zu sein. Man mag nicht gerne »auf Heller und Pfennig« bezahlen. An dem, der das tut, haftet der Geruch des Pfennigfuchlers.

Der Heller wurde in der königlichen Münze in Schwäbisch Hall in Silber geprägt und 1200 erstmals urkundlich erwähnt. Sein Name leitet sich vom Salz ab, dem Gut, das die Austauschverhältnisse im Warenverkehr als Recheneinheit bestimmt haben. Er verdrängte bald die andernorts gültigen Pfennige. Seit dem Mittelalter ist er der Begriff für die kleinste mögliche Bargeldmenge. Nachdem er im 18. Jahrhundert in Kupfer geschlagen wurde, sprach man dann gerne vom »roten Heller« in der Form, daß noch nicht einmal ein solcher zur Verfügung stehe.

Wenn nun einer auf Heller und Pfennig seine Schulden bezahlt, dann hat er alles bezahlt. Aber irgendwie hat er durch seinen Akt etwas in die Beziehung von Gläubiger und Schuldner eingeführt, daß mir noch nicht bekannt ist, von dem aber feststeht, daß es

Erwähnung verdient. In einem Lexikon der Redensarten ist der Sachverhalt damit beschrieben, daß einer seine Schuld »ohne Restschuld« tilgt. Die »Restschuld« hat mich sehr beunruhigt. Neben der eingangs erzählten Episode war das die zweite Sache, die die Vorbereitung meines Beitrags angeschoben hat. Wie ist die Beziehung zwischen dem Wort »Restschuld« und den libidinösen Bindungen an die Pfennige?

Wenn wir unsere Gesellschaft dadurch kennzeichnen können, daß man einander nicht gerne etwas schuldig bleibt, dann möchte ich gerne auf Gesellschaften verweisen, in denen das nicht so ist. Wenn uns auch das tiefere Verständnis der Mechanismen mangelt, mit denen solche Gesellschaften funktionieren, so versuchen wir doch, sie zu beschreiben. Zum Beispiel mit den Begriffen »Patronatssystem und Tauschgesellschaft«. Ich habe ein bißchen davon in der Türkei kennengelernt. Allerdings nur in der heute existierenden Zerfallsform, die durch die fortschreitende Europäisierung und Kapitalisierung der Gesellschaft bedingt ist. In diesem System gibt es den Patron und seinen Schützling. Sie tauschen Handlungen aus, die für ihre Reproduktion wichtig sind, deren Wert sie auf dem Hintergrund der gesellschaftlichen Konventionen subjektiv abschätzen. Das Denken in Quantifizierungen und Fraktionierungen der Schuld ist ihnen unbekannt, sie werden wahrscheinlich auch nie miteinander »quitt« sein. Ich kann nicht sagen, ob die Leistungen, die sie mit der Zeit füreinander erbringen, je bilanziert werden, jedenfalls kenne ich das Maß nicht. Woraus sich ihr Empfinden von einem gerechten oder ungerechten Ausgleich speist, kann ich nicht fassen. Dieser Ausgleich wird wohl eher am Ende der lebenslangen Beziehung eine ideelle Belohnung für beide sein, etwa durch die Anerkennung, daß beide ihre menschliche Pflicht erfüllt haben oder durch das Versprechen der kulturspezifischen Prämie im Jenseits.

Geld macht es möglich, Schuld zu quantifizieren, wenn es als allgemeines Tauschmittel eingeführt ist. Im Deutschen heißt die

in Geld quantifizierte Schuld Schulden. Die Sache wird dadurch aber nicht einfacher. Denn erstens hat man die Last mit den Pfennigen, und zweitens das obsessive Monstrum der Restschuld.

In der psychoanalytischen Literatur ist das Thema des Geldes erst nach dem Zweiten Weltkrieg bearbeitet worden, genauer: eine bestimmte Form, sich mit dem Thema zu beschäftigen, und zwar die Form der Bezahlung des Psychotherapeuten. Der umfassende Artikel dazu stammt von Werner Kemper; er wurde 1951 in der »Psyche« veröffentlicht. Es handelt sich hier um psychotherapeutische Erfahrungen und Empfehlungen. Die Argumentationslinie ist nicht schlüssig; ich spare es mir, den Text weiter zu kommentieren. Ich habe noch mehr Artikel gefunden, die sich alle in ähnlicher Form, in psychotherapeutischer nämlich, mit dem Problem der Bezahlung auseinandersetzen. Ihr gemeinsamer zentraler theoretischer Begriff ist der des »Opfers«. Und das ist etwas anders als Anspruch und Begehren. Alle diese Texte ranken sich um die Frage: ob man seine Sitzungen beim Psychotherapeuten bezahlen muß, warum und in welcher Form man es verlangen soll und ob man nur mit einem regulären oder auch mit einem reduzierten Honorar arbeiten soll.

Wie kann eine solche Frage entstehen? In keinem anderen Berufsstand ist es vorstellbar, daß der Schuldner dem Gläubiger seinen Anspruch auf Bezahlung abstreitet.

Eine Antwort könnte sich finden lassen, wenn man von den Gedanken ausgeht, die André Amar in seinem »Psychoanalytischen Essay über das Geld« 1956 in der »Revue française de psychanalyse« mitgeteilt hat. Der Autor scheint Politologe oder Ökonom zu sein. Ich will Ihnen das Wichtigste daraus mitteilen, auch wenn ich nicht behaupten kann, daß ich dabei auf der Höhe meiner Ausführungen sein werde. Denn ihre Materie, die Logik des Geldes, ist mir immer unbegreiflich gewesen.

Das Geld ist ein Objekt der steten Sorge. Man muß es nur gehen lassen, dann ist man arm. Man muß es nur festhalten, dann

ist man reich. Der Akt des Geldes hat seinen Ort in der Aggressivität. Ständig muß man es jemandem geben oder gegen jemanden verteidigen. Mit keinem anderen Objekt besteht diese Spannung.

Die Mechanismen des Geldes verursachen die Prosperität und das Elend. Das immer wieder in Erinnerung gerufene Desaster des Schwarzen Freitags im Oktober 1929 zeigte es deutlich. Die kollektive Verarbeitung dieses Traumas stützte sich auf die Verkenning, daß »die Mechanismen« wie in einem Unfall quasi entgleist seien. Doch sind die Mechanismen beschaffen wie eine Tür, die sich öffnet, wenn man drückt, und sich schließt, wenn man zieht. Das Geld macht reich und es macht arm. Geld führt ein negatives Zeichen, im philosophischen und im buchhalterischen Sinn. Das widerspricht dem sogenannten gesunden Menschenverstand, denn schließlich gilt ein Mensch mit Geld als positiv, realistisch und praktisch. Eine solche Einschätzung kann sich aber nur auf das Bargeld beziehen, auf die Münzen, aus denen Geld gemacht ist. Diese Menge ist verschwindend klein gegenüber der Masse an Zahlungen. Bankdepots und Bankauszüge, das sind die Repräsentanten von Schulden und Forderungen.

Geld führt immer das Vorzeichen der Schuld. Da wo es sich befindet, wird es mit einem Minus-Zeichen geschrieben. Das beweist uns die gängige Notierung bei der doppelten Buchführung. Das materiell empfangene Geld wird im Debit des Kassenkontos eingetragen; Kapital, Reserven, Zinsen, also die eigentlichen Güter eines Unternehmens, im Passiv der Bilanz, in der Spalte der Schulden. Die Grundregel der Buchhaltung lautet: »Wer empfängt, schuldet!« Sie ist im 14. Jahrhundert ausgearbeitet worden und gilt noch heute. Die feine Voraussetzung für eine solche Regel ist die Unterscheidung zwischen der Funktion des Empfangs und der Qualität des Besitzes. Jede Geldsumme, selbst wenn sie von ihrem eigentlichen Besitzer in Empfang genommen wird, muß im Debit eingetragen werden, weil er sie jemandem schuldet, und sei es sich selbst. Mit einem Wort, das System der Notierung des Geldes versteht jeden Besitz wie jedes Reicher-werden mit dem Zeichen der

Negation. Und das ist nicht ein bequemer Kniff, nicht eine Schreibkonvention mit Rücksicht auf die Arithmetik. Dieses System wurde nach vielen Jahrhunderten der Geldwirtschaft zu Beginn der modernen Ökonomie unter den vorhandenen ausgewählt. Das hat sehr wohl tiefere Gründe, die so gut in unserer ökonomischen Mentalität verwurzelt sind, daß wir sie schon lange aus dem Blick verloren haben.

Die Negation des Geldes ist nicht dasselbe wie die Verschuldung des Kapitalismus, die allgemein als konstitutiv angesehen wird. Unsere kapitalistische Zivilisation ist auf der vervielfachten Verschuldung gegründet und hat einen neuen Menschentyp hervorgebracht, den Geschäftsmann. Dieser Typ löste den sprichwörtlich bekannten »Schmied des persönlichen Glückes« ab. Nur ein paar Generationen früher konnte ein kleiner Ladenbesitzer an einem bestimmten Punkt seines Lebens sich zur Ruhe setzen. Er schloß den Laden, weil er sein Glück gemacht hatte, und genoß das Leben und den Ertrag seiner früheren Arbeit. Der Geschäftsmann von heute hat niemals sein Glück gemacht. Er stirbt im Akkord. Immer weiter vermehrt er seinen Reichtum und bläht er seine Schulden auf. Ohne Pause und ohne Maß erarbeitet der Geschäftsmann, als ob der Akt des Geldes mit einer teuflischen Verwünschung beladen wäre, eine ewige Schuld auf der Suche nach einer unmöglichen Erlösung.

Ewige Schuld und unmögliche Erlösung, diese Worte erwecken in uns fremde Echos. Sie verweisen auf das Drama der Ursünde, auf die Strafe, mit der die Menschheit bei der Vertreibung aus dem Paradies geschlagen wurde; die Arbeit und das Leiden. Durch den Rationalismus wurde ein wirtschaftliches Denken provoziert, das die menschliche Arbeit in Beziehungen von Schulden und Forderungen übersetzt und sie von diesen Referenzzentren aus bewertet. Der Rationalismus hat den Heilsmythos abgeschafft. Er propagierte: jeder Mensch wird frei geboren, beladen mit seiner Unvollkommenheit, aber auch mit seiner Macht, Meister des Schicksals zu sein.

So hat sich das Denken von der Ursünde befreit. Aber die Psyche war noch vom Schuldgefühl geprägt. Dieses hat sich in einen anderen Mythos investiert, nämlich den vom Fortschritt.

Das Schuldgefühl ist offensichtlich immer noch lebendig und wird in der Verbindung mit Honorar, Schulden und Bezahlen in der Psychoanalyse virulent. Welche Verbindungen zwischen welchen Elementen gezogen werden müssen, ist mir noch nicht deutlich. Zunächst müßte man die verschütteten Grundlagen unseres ökonomischen Denkens freilegen, die dazu führten, daß mit dem Empfangen einer Geldsumme eine Schuldzuweisung verbunden war. Dann würde auch klarer, warum der Anspruch auf kostenlose Behandlung oder niedrigeres Honorar an die Psychoanalytiker herangezogen wird und ob daraus die Notwendigkeit erwächst, im Bereich der Technik der Psychoanalyse verstärkt an diesem Thema zu arbeiten.

Literatur

- André Amar, Essai psychanalytique sur l'argent, in: *Revue française de psychanalyse* 20 (1956): 332 - 344
Wolfgang Harsch, Das Geld bei Marx und Freud, in: *Psyche* 39 (1985): 429 - 455
Werner Kemper, Die Honorarfrage in der Psychotherapie, in: *Psyche* 4 (1950 - 51): 201 - 221
Thomas Kittelmann, Haß und Agonie, in: *Kultur der Psychoanalyse, Sonderheft 2 des Briefs der Psychoanalytischen Assoziation »Die Zeit zum Begreifen«* Berlin 1990, S. 67 - 78

Thomas Kittelmann

»...und läßt keine Spur zurück«

Als ich mit einem Freund über die Ankündigung zu dieser Veranstaltung telefonierte, irritierte ihn auch der Titel dieses Beitrags. »...und läßt keine Spur zurück« – was, das Geld auch auf meinem Konto nicht? Zumindest auf dem Konto sollte man ja eine Spur des Geldes entdecken können, zumindest taucht Geld ja dort in Form von Zahlen auf, das Problem allerdings ist, daß man mit dem Soll und dem Haben bei diesen verfluchten Bankauszügen immer durcheinander kommt.

Neuerdings heißt es »Zu Ihren Gunsten/Zu Ihren Lasten«.

Klargestellt wird die Sache in der Regel dann, wenn der Geldautomat die Scheckkarte entweder wieder gleichgültig ausspuckt oder, schlimmer noch, für sich behält und die rote Klappe mit der Aufschrift »vorübergehend gesperrt« erscheint. Spätestens dann ist dem, sagen wir mal Subjekt, eine wichtige Geldfunktion symbolisiert worden, die des Geldes als Zirkulationsmittel.

Soll sich an diesem Abend die Totalität der bürgerlichen Gesellschaft nicht allzusehr reduzieren, kann das Subjekt eigentlich nur noch anschreiben lassen, Schulden machen, sich etwas leihen, ausstehende Forderungen eintreiben, alte Freunde besuchen oder gleich nach Hause gehen.

Da alles seinen Preis hat – eine weitere Geldfunktion –, ist ohne Geld nichts zu machen. Eine Münze, einen Notgroschen sollte man schon in der Börse haben, denn auch die goldene Kundenkarte taugt nur zu eingeschränktem Verkehr. Die Verwandlung der Münze in ein Symbol ist hier offenbar zu weit fortgeschritten, um eine universelle Befriedigung der Bedürfnisse im Austauschprozess zu ermöglichen.

Sonderbar ist, daß es auch wohlhabende Leute immer wieder schaffen, in der einen oder anderen Situation völlig pleite zu sein. Praktisch gibt es da dramatische und weniger dramatische Möglichkeiten. Der eine vergißt sein Portemonnaie, der andere verliert es, der dritte läßt es sich klauen, der vierte geht in die Spielbank, der fünfte erfindet mit Milliardenaufwand ein Automobil, das drei Leute befördern kann, zweieinhalb Tonnen wiegt und auch mit Peilstäben kaum irgendwo zu parken ist.

Die harte Deutsche Mark, inzwischen ein Phänomen des zinstragenden Kapitals.

In der symbolischen Ordnung der Weltwirtschaft konstituiert das Geld genauso eine Totalität wie im Landshaushalt von Mecklenburg-Vorpommern. Ganz gleichgültig wird es vermutlich nicht sein, ob die Arbeitnehmer die Zeche nun doch nicht bezahlen, oder ihren Solidarbeitrag leisten. Ob Asylanten nun Kriegs- oder Wirtschaftsflüchtlinge genannt werden.

Es soll hier übrigens keine hegelmарxistische Geschichtsauffassung anklagen. Es erscheint jedoch wichtig, auf die Bestimmungen des Geldes, der Zirkulation und der Geldbewegung zurückzukommen, um zu verdeutlichen, daß die Tatsache, daß sich alle Beziehungen der Subjekte in der bürgerlichen Gesellschaft als Geldbeziehungen vollziehen, mit allen Konsequenzen als symbolische Ordnung, mithin als Totalität aufgefaßt werden muß. Auch in Bezug auf das Geld finden die Subjekte ihren Platz bereits vor. Und dies nicht nur in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in der Welt. Sei es nun die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte.

Ist das Subjekt der – nach Goethe – bürgerlichen Gesellschaft nur Sklave der Sprache, so ist die ihm verbliebene Freiheit auch die Freiheit des Austauschs.

»Wenn gesellschaftliche Verhältnisse betrachtet werden, die ein unentwickeltes System des Austauschs, der Tauschwerte und des Geldes erzeugen oder denen ein unentwickelter Grad derselben entspricht, so ist es von vornherein klar, daß die Individuen, obgleich ihre Verhältnisse persönlicher erscheinen, nur als Individuen in einer Bestimmtheit in Beziehung zueinander treten.« (Grundrisse, S. 81)

Zwar haben die Geldverhältnisse keineswegs »die Bande der persönlichen Abhängigkeit gesprengt, zerrissen, Blutsunterschiede, Bildungsunterschiede etc.« (ebda.). Das in den Gleichsetzungen der Zirkulation herausgebildete Ideal der klassenlosen Gesellschaft jedoch hat immerhin zig Jahre nationale Gegensätze überspielt und als Feindbild 50 Jahre die Systeme stabil gehalten.

Was immer wieder verblüfft, ist, daß einerseits die Geldfunktionen gerne schnell mit ihrem materiellen Träger identifiziert werden, und andererseits jeder halbwegs gebildete Sozialwissenschaftler meint, mit ein bißchen Spielerei an den Algorithmen der Wertformanalyse die politische Ökonomie entwerfen zu können.

Andererseits wird dann die Entdeckung gefeiert, daß die Denkformen sich gemäß den Tauschformen fortentwickeln, und das Transzendentalsubjekt in der Warenform versteckt ist.

»Ich setze jede der Waren gleich einem Dritten; d.h. sich selbst ungleich. Dies Dritte, von beiden verschieden, da es ein Verhältnis ausdrückt, existiert zunächst im Kopfe, in der Vorstellung, wie Verhältnisse überhaupt nur gedacht werden können, wenn sie fixiert werden sollen, im Unterschied von den Subjekten, die sich verhalten.« (Grundrisse, S. 61)

Die Gleichsetzung der Subjekte als Privateigentümer im Austausch hindert dabei nicht, den Menschen selbst in der Gestalt des Sklaven zum ursprünglichen Geldmaterial zu machen.

»Wir sehen also, wie es dem Geld immanent ist, seine Zwecke zu erfüllen, indem es sie zugleich negiert; sich zu verselbständigen gegen die Waren; aus einem Mittel zum Zweck zu werden; den Tauschwert der Waren zu realisieren, indem es sie von ihm lostrennt; den Austausch zu erleichtern, indem es ihn spaltet; die Schwierigkeiten des unmittelbaren Warenaustauschs zu überwinden, indem es sie verallgemeinert; in demselben Grad, wie die Produzenten vom Austausch abhängig werden, den Austausch gegen die Produzenten zu verselbständigen.« (Es wird später nötig sein, ehe von dieser Frage abgebrochen wird, die idealistische Manier der Darstellung zu korrigieren, die den Schein hervorbringt, als handele es sich nur um Begriffsbestimmungen und die Dialektik dieser Begriffe). (Grundrisse, S. 69)

Ist die vermittelnde Bewegung in ihrem eigenen Resultat verschwunden, läßt sie keine Spur zurück und das Rätsel des Geldfetischs ist nur das sichtbargewordene, die Augen blendende, Rätsel des Warenfetischs.

Der Begriff »Fetisch« umschreibt verbal das Unbehagen, das den politischen Ökonomen überfällt bei der Entdeckung, daß die reale Beziehung der Subjekte sich unterordnet einer symbolischen Ordnung und die vermittelnde Bewegung verschwindet in einem Objekt – der politische Ökonom würde hier einfallen: »mit doppeltem Gebrauchswert« –, der Analytiker macht Schluß für heute.

Dieses Objekt realisiert sich, indem es permanent verschwindet – für die meisten eine durchaus praktische Erfahrung.

Es fällt schwer, den Fetischcharakter bei Marx und den Fetisch bei Freud zueinander zu bringen. Marx versteht unter Fetischschlicht, daß ein gesellschaftliches Verhältnis von Subjekten/handelnden Menschen einer symbolischen Funktion unterworfen wird. Er, der die klassische politische Ökonomie darin kritisiert, den wahren Zusammenhang gegen den Schein und den Schein gegen den wahren Zusammenhang auszuspielen, insistiert auf einer realen, dem Symbolischen entgegengesetzten Beziehung der Subjekte, dem Wertgesetz.

U.a., weil das nicht funktionieren kann, gibt es die Psychoanalyse.

»Insofern das Geld als universeller, materieller Repräsentant des Reichtums aus der Zirkulation herkommt, und als solcher selbst Produkt der Zirkulation ist, die zugleich als Austausch in einer höheren Potenz und eine besondere Form des Austauschs, steht es auch in dieser ... Bestimmung in Bezug auf die Zirkulation; es steht ihr selbständig gegenüber, aber diese seine Selbständigkeit ist nur ihr eigener Prozeß. ... Es ist in dieser Bestimmung ebenso sehr ihre Voraussetzung, wie ihr Resultat. Seine Selbständigkeit selbst ist nicht Aufhören der Beziehung zur Zirkulation, sondern negative Beziehung zu ihr.« (Grundrisse/MEW, S. 130)

»Es resultiert daraus eine Art intellektueller Annahme des Verdrängten bei Fortbestand des Wesentlichen an der Verdrängung.« (Band 3, S. 374)

Geld ist das quantifizierbare Objekt, das Objekt als Quantität, Quantität als Objekt, Überfluß und Mangel.

Kapital ist das auf sich selbst beziehende, sich nicht genügende Geld in der sich auf sich selbst beziehenden Geldbewegung – zirkulär, narzistisch wird der Mangel zur ökonomischen Kraft. Die vermittelnde Bewegung verschwindet im Resultat und läßt keine Spur zurück.

Übrigens hat das Geld auch noch einen Körper.

»Das Geld, gesetzt in der Form des Zirkulationsmittels, ist Münze. ... Darum ist es in der Münze auch nur Zeichen und gleichgültig gegen sein Material.« (Grundrisse, S. 137)

Aus diesem Grund dürfen Sie Ihren Seminarbeitrag auch per Scheck entrichten.

Bemerkenswert ist, mit welcher Selbstverständlichkeit man sich der Geldmetaphorik bedient. Wird diese Metaphorik hinterfragt, ist jeder schnell bereit davon abzusehen, daß die Bedeutung des Signifikanten sich nicht darin erschöpft, das Signifikat vorzustellen. Wird darauf insistiert, daß etwas nicht käuflich ist, ist es wahrscheinlich schon zu spät.

Die Beschäftigung mit dem Geld erfolgt – zumindest in diesem Beitrag – aus der Perspektive der sog. »politischen Ökonomie«. Offenkundig ist, daß alle Verhältnisse der realen Welt auch Geldverhältnisse sind. Eine Geschichtsauffassung, die sich auf »hegelomarxistische Prämissen stützt«, soll nicht vertreten werden.

Es ist die Frage, ob sich überhaupt eine Beziehung zwischen Geld und Opfer herstellen läßt. Hier werden wir noch etwas zu hören bekommen.

Als allgemeines Äquivalent, dessen Funktion sich im Verschwinden, im Tausch, im »auf den Kopf hauen« verwirklicht, steht Geld auch für ein Opfer. Eine Entscheidung, »Geld oder Leben« jedoch ist nicht möglich.

»... ich habe gezeigt, daß Kants Theorie des Bewußtseins, wie er über die praktische Vernunft schreibt, nur möglich ist aufgrund einer Spezifizierung des Sittengesetzes, die sich bei näherem Zusehen als nichts anderes erweist, als das Begehren im Reinzustand, jenes Begehren, daß auf das Opfer eigentlich all dessen hinausläuft, was Gegenstand der Liebe in ihrer menschlichen Zärtlichkeit werden kann – ich sage ausdrücklich, daß es sich nicht nur um die Verstoßung des pathologischen Objekts, sondern um dessen Opfer und Tötung handelt.« (Seminar 11, S. 290)

Natürlich bleibt dieser Beitrag sein eigentliches Thema schuldig. Die Verortung des Geldes in den Registern des Realen, Symbolischen und Imaginären.

Die Untersuchung des Geldes, der bürgerlichen Gesellschaft, ist immer auch die Analyse der Form des Eigentums und damit der Verwandtschaft und der Familie, ihren Bindungen und ihres Erbrechts.

Auch der Analytiker hat zumindest die Chance, etwas zu haben von seiner Person, mit der er bezahlt in der Kur, insofern er diese hergibt als Träger jener besonderen, von der Analyse in der Übertragung freigelegten Erscheinungen. Daß unter dem Zeichen des Geldes mit so gut wie allem bezahlt werden kann und muß, gibt

Hinweise zur Erklärung der in den lang- oder kurzweiligen Diskussionen über Kassenanalyse verborgenen Probleme der Analytiker, für ihre Tätigkeit Geld zu nehmen bzw. das eingenommene zu behalten.

Statistisch ist am Ende das Sparguthaben eines Analytikers proportional der Zahl seiner Kassenpatienten. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Daß, woran Dieter Pilz gestern erinnert hat, die analytische Kur nur möglich sein und nur einen Effekt haben kann, da und wenn die Beziehung zwischen Analysant und Analytiker sich dem realen Leben als Geldbeziehung einreicht, ist sicher für Analysant und Analytiker gleichermaßen ein Problem.

Immerhin hat das Staatswesen DDR, in dessen Nationalökonomie die Existenz von Arbeit und Geld zumindest fraglich erscheint, vielleicht gerade deswegen eine Eigentumsform hervorgebracht, die im Zuge der »Wiedervereinigung« sang- und klanglos verschwunden ist – das Volkseigentum.

Die im Chaos versinkenden Volkswirtschaften der ehemals sozialistischen Sowjetstaaten haben hier mehr Respekt, sie verteilen zumindest Zettel mit Ansprüchen, auch wenn oder weil ein gewisser Karl Marx bereits 1857 gezeigt hat, warum das nicht funktionieren kann.

Es ist klar, daß die symbolische Ordnung in den ökonomischen Beziehungen und den sie vermittelten Formen auf dem Gebiet der DDR eine andere Struktur erfahren hat als auf dem Gebiet der BRD. Die Konfrontation der Menschen in der DDR, deren Beziehungen untereinander nur eingeschränkt in der Form der Geldbeziehung reguliert wurden, mit der westlichen Wirtschaftsordnung ist einem schweren traumatischen Schock gleichzusetzen. Unabhängig von den realen ökonomischen Problemen, in denen die BRD sich inzwischen befindet, bedeutet dies eine Erschütterung sozialer Beziehungen, der sich die Psychoanalyse stellen muß.

Kann man in Deutschland vom Wiederauftreten jener überaus monströsen, angeblich längst überwundenen Formen des Op-

fers, die im Drama des Nazismus Gegenwart wurden, sprechen, so scheitert der Versuch der weiteren Verdrängung des Holocausts auch vor dem Hintergrund des Versuchs, ein totalitäres System im Sauseschritt zu vereinnahmen.

Es ist ein verrückter deutscher Wissenschaftler, der am Schluß des gleichnamigen Films erklärt, wie sich im Schlangenei unter einer dünnen Membrane das voll ausgebildete Reptil verbirgt – oder zu erkennen ist.

Die Kosten der Vereinigung

Die Kostenfrage stellt sich – nicht nur in der Psychoanalyse – als ein Frage der Ökonomie, das Haushaltens.

Allerdings nur in der Psychoanalyse wird die Frage, ob und wie die Subjekte auf ihre Kosten kommen, in Termini der Libidoökonomie angegangen.

»Das Unbehagen in der Kultur« gibt einen Geschmack davon, wie illusionslos Freuds Perspektive in dieser Frage war.

1911 in den »Formulierungen über zwei Prinzipien des psychischen Geschehens«, steht der Satz, welchen ich zum Ausgangs- und Stützpunkt meiner folgenden Gedanken gemacht habe.

Freud spricht dort über den Realitätsstatus im Unbewußten, wo man sich hüten müßte, Phantasien geringzuschätzen, weil sie auf einen Wunsch und nicht auf eine (äußere) Wirklichkeit zurückgingen. Der Satz lautet:

»Man hat die Verpflichtung, sich jener Währung zu bedienen, die in dem Lande, das man durchforscht, eben die herrschende ist, in unserem Falle der *neurotischen Währung*.«

Zunächst: Währung (mhd. werunge 'Gewährleistung', 'Bezahlung') bezeichnet nicht allein die, wie es in meinem Lexikon heißt: »mit *Annahmезwang* ausgestatteten 'gesetzlichen Zah-

lungsmittel'« (Hervorhebung M.W.), sondern auch im weiteren Sinne die Ordnung des Geldwesens in einem Lande, also die Geldordnung oder Geldverfassung. In dem Land, mit dem es die Psychoanalyse zu schaffen hat, wird also mit einem anderen Zahlungsmittel gerechnet und dieses zirkuliert darüberhinaus nach eigenen Gesetzen. Es herrscht eine andere Zahlungs-Ordnung.

Die Ökonomie in der Psychoanalyse ist Libidoökonomie. Womit die Subjekte haushalten müssen, weil sie auszuhalten nicht ist – die geschlechtliche Realität, die die Realität des Unbewußten ist – ist die Libido.

Die Libido ist eine Erfindung Freuds – nicht der Terminus, den haben schon einige vor ihm verwendet – aber seine Libidotheorie. Den Abschnitt über sie hat Freud 1915 den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« hinzugefügt. Er stellt sie dort folgendermaßen vor: »Wir haben uns den Begriff der *Libido* festgelegt als einer quantitativ veränderlichen Kraft, welche Vorgänge und Umsetzungen auf dem Gebiete der Sexualerregung messen könnte.« Ich halte fest: die Libido ist eine Festlegung, eine Setzung, Freud sagt auch: eine Energie, die die Psychoanalyse »den seelischen Prozessen unterlegt« Es gibt nur eine Libido, sie ist immer sexuell, selbst aber nicht geschlechtlich spezifiziert, ungeteilt. Sie zeichnet sich durch ihre Quantifizierbarkeit aus – freilich eine, die man messen nur könnte. Freud bedarf der Libido als einer »Hilfsvorstellung« wie es im Text heißt, um die verschiedenen psychischen Äußerungen des Sexuallebens auf einen Nenner zu bringen. Oder mit Lacan, der's zuspitzt: der Begriff der Libido hat bei Freud die Funktion, das psychoanalytische Feld zu vereinheitlichen. – Kann man also nicht sagen?: durchaus vergleichbar der Funktion des Geldes, sofern dieses innerhalb der Zirkulation auf dem gesellschaftlichen Feld als die allgemeine Wert- oder Äquivalentform fungiert.

Die Libido – das wäre die psychoanalytische Valuta.

Soweit, so schlecht. Denn das bisher gesagte ist für fast alle Mißverständnisse offen.

Ich will wieder bei meinen Satz anknüpfen – nocheinmal den Satz wagen.

»Man hat die Verpflichtung, sich jener Währung zu bedienen, die in dem Lande, das man durchforscht, eben die herrschende ist, in unserem Falle der *neurotischen Währung*.«

Das Land, von dem hier die Rede ist, das Unbewußte, nennt Freud in Anlehnung an Fechner in der Traumdeutung mal »den anderen Schauplatz«.

Sofern es sich nun aber um einen *anderen* Schauplatz dreht, wo die Spuren der unbewußten Bildungen ankern, so ist ein Anderswo, ein Ausland im Spiel, das irreduzibel Anders ist. Wie will man das durchforschen – außer einzig von seinen Rändern her.

Der Schnitt, die Grenze, der Todesstreifen geht durch die Subjekte hindurch. In einem Brief vom 5.6.1917 an Groddek siedelt Freud das Unbewußte an eben der Schnittstelle an, wo er sonst – zumindest war mir das geläufiger – den Trieb verortet: »Gewiß ist das Ubw die richtige Vermittlung« schreibt er dort, »zwischen dem Körperlichen und dem Seelischen, vielleicht das langentbehrte *missing link*«. Kein Ort, sondern vielmehr ein Zwischen, ein missing link, das heißt ein fehlendes, vermisstes Glied, ein Aufklaffen.

Ich hebe das hervor hier, weil Freuds Formulierung von einem »Land, das man durchforscht« die Assoziationen eher in eine andere, substantialistische Lesart des Unbewußten entführen – die sich eben als eine Sackgasse erweist, wenn man begreifen will, was in der Psychoanalyse in Rechnung steht.

Wenn ich in das eben Gesagte – nämlich daß das Unbewußte als fehlende Vermittlung anzusiedeln sei – die Freudsche Prämisse einsetze: daß die Realität des Unbewußten geschlechtliche Realität ist, so komme ich zu der Formulierung: die Realität dieser fehlenden Vermittlung ist geschlechtliche.

Hier liegt das Ungeheuerliche, mit dem es die Psychoanalyse aufgenommen hat. Die Geschlechtlichkeit, das ist eine biologische Tatsache, die obgleich von außerordentlicher Bedeutung für das

Seelenleben, psychisch schwer bzw. nicht zu fassen ist – so ähnlich drückt es Freud im »Unbehagen« aus. Lacan sagt's bekanntlich weniger zaghaft: daß es kein Geschlechtsverhältnis gibt, das ist der reale Kern des Unbewußten.

Wenn es aber darum geht, was es im Psychismus für Vorstellungen produziert, daß dort eine anatomische Realität nicht repräsentiert ist, Loch macht – so ist klar, daß es keine Möglichkeit gibt, und daß es ein Phantasma der medizinischen Maschine ist, den Körper aufzuschneiden und »den Stoff, aus dem die Sexualerregungen sind«, irgendwann endlich fassen und beziffern zu können.

»Was (...) Freud als Primärvorgang im Unbewußten artikuliert (...) ist nichts zu Bezifferndes, sondern etwas zu Entzifferndes. Ich sage: die Lust (*jouissance*) selbst. In welchem Fall sie nicht Energie ergibt und nicht als solche eingeschrieben werden könnte.« (Television, S. 73)

Die Lust, das Genießen entziffern, den Körper buchstäblich nehmen, beim Wort – von hier aus läßt sich für mich begreifen, was übrigens in einer Vorlesung Freuds sehr eng zusammen steht und doch selten im Zusammenhang gelesen wird: nämlich, daß in der Psychoanalyse nichts als ein *Austausch von Worten* vor sich geht – und: man erlerne die Analyse am eigenen *Leib*.

Der Körper, als sexueller Körper, d.h. sofern er von der geschlechtlichen Differenz markiert ist, wird von Vorstellungen affiziert, er ist sprachlich artikuliert, zergliedert, geschnitten.

Hier gilt's zu dechiffrieren, wenn die Subjekte auf ihre Kösten kommen wollen – und in unbewußter Logik kann das sehr wohl damit zusammengehen, daß es bei der Lust doch eher um ein Verlustgeschäft geht.

Und die Libido? Ich muß zugeben, daß ich hier eher weiß, in wie vielen Fällen man geraten kann beim Nachdenken über sie, als daß ich wirklich zu sagen wüßte, wovon es geht.

Aus dem Vorangehenden ist festzuhalten: sie ist nichts Substantielles, auch nicht Energie, und sie ist nicht meßbar, wortwörtlich unberechenbar.

Lacan nennt sie unter anderem »falsches Organ«, »irreales Organ«, was als Hinweis auf ihren unbenennbaren Bezug zum Realen der fehlenden Geschlechtsrepräsentanz zu lesen ist. Sie ist Organ als Instrument des Triebs und Organ auch im Sinne von »Glied eines Ganzen«. Hier klingt – mir scheint so – Freuds missing link, das fehlende Glied an. Sie hören das, was das ist, das vermisste Glied.

Die Libido repräsentiert auf der Ebene des Psychismus das fehlende Geschlechtsverhältnis. Sie zeugt vom Verlust, von dem was abfällt, vom lebendigen Subjekt, wenn dieses in den Zyklus der Geschlechter eintritt.

Aber damit es etwas geben kann, was die Libido repräsentiert, bedarf es der Beziehung auf den Andern, die richtig zu erfassen einem Lacan eben immer in den Ohren liegt:

damit es ein Subjekt geben kann, bedarf es eines Andern, auf den es zählen kann – aber zugleich, im selben Moment, wo es am Ort des Andern zu zählen anfängt, schwindet es am Ort des Seins und gerinnt zum Signifikanten.

»In der Verwirrung unserer Lust (*jouissance*) gibt es nur den Anderen, der sie situiert, doch so, daß wir davon getrennt sind.« um es mit Worten zu sagen, die Lacan in einem anderen Zusammenhang gebraucht (Television S.85).

Ich möchte hier einhalten. Und zuletzt den Satz, den ich zum Ausgang genommen habe, wieder in seinen Kontext einfügen, aus dem ich ihn herausgerissen habe. Ich hätte den Fragen, die er für mich aufwarf, nicht in dem Register, in der Terminologie, die Freud dort verwendet, nachgehen können.

Der Satz steht in den »Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens« und zwar im letzten von 8 Abschnitten. Es geht dort, wie gesagt, um den Realitätsstatus im Unbewußten, wo der Wunsch der Erfüllung, dem Ereignis, gleichgesetzt wird – ein Todeswunsch also nach Logik des Unbewußten dem Subjekt die Mordschuld aufbürdet.

Es schließt sich an ihn ziemlich unvermittelt die Wiedergabe eines Traums an, als Beispiel, bzw. als Knoten oder Rätsel. Freud sagt: »Man versuche z.B., einen Traum wie den folgenden zu lösen« (Hervorhebung M.W.). Diesen Traum möchte ich Ihnen abschließend in Erinnerung rufen:

»Ein Mann, der einst seinen Vater während seiner langen und qualvollen Todeskrankheit gepflegt, berichtet, daß er in den nächsten Monaten nach dessen Ableben wiederholt geträumt habe: *der Vater sei wieder am Leben und er spreche mit ihm wie sonst. Dabei habe er es aber äußerst schmerzlich empfunden, daß der Vater doch schon gestorben war und es nur nicht wußte.*«

Wo Freud sagen will: Im Unbewußten ist der Wunsch Vater des Gedankens – setzt er im selben Atemzug hinzu: der Vater aber ist tot. Die, die sich mit der Analyse befassen, ruft Freud in die Pflicht, dies für bare Münze zu nehmen.

Der Rattenfänger von Hameln

Die Geschichte vom Rattenfänger von Hameln ist die wohl populärste deutsche Sage in der ganzen Welt.

Noch heute werden während der Sommermonate jeden Sonntag um 12 Uhr in Hameln Rattenfängerspiele aufgeführt, bei denen der Rattenfänger mit seiner Kinderschar aufzieht.

Die Stadt Hameln betreibt mit dem Herrn, dem sie der Sage nach die schlimmsten Flüche nachgeschickt hat, im 20. Jh. einen äußerst einträglichen Kult. »So dreht sich am alten Giebel dreimal täglich das Rattenfängerfigurenspiel, Bilder vom Rattenfänger überziehen selbst Gebrauchsgegenstände wie Schirme, Teller und Gläser. Die Bäcker legen knusprige Brotratten ins Fenster, feinstes Filet wird als Rattenschwanz serviert, Kräuterlikör ist als Rattengold im Handel.«¹

So hat sich der Fremde, der der Stadt einst unermeßlichen Schaden zugefügt haben soll, in hohem Maße um Hameln verdient gemacht.

Und dennoch: man kann wohl annehmen, daß angesichts der langschwänzigen Nagetiere im Schaufenster der Bäckerei, angesichts der als Ratten verkleideten eigenen Kinder, die Faszination der Hamelner Bürger und der zahlreichen Touristen auch mit Grauen vermischt sein muß.

Was ist an diesem Stoff, was zu Präsentationen zwingt, die andernorts eher »Breachreiz als Appetit«², eher Trauer und Schmerz als Interesse und Belustigung erregen würden?

Hören wir die Geschichte in der Grimmschen Fassung von 1812:

»Im Jahr 1284 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, bunten Tuch an, weshalb er Bundting soll heißen haben, und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und piff, da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus, und der ganze Haufen folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten ihm dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni auf Johannis- und Paulitag erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers, erschrecklichen Angesichts, mit einem roten, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Als bald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen [...]. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. [...] Die Eltern liefen haufenweis vor alle Tore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder oder auch nur etliche gesehen, aber alles vergeblich. Es waren im ganzen hundertunddreißig verloren.«

Merkwürdig genug, daß eine solche Unglückssage, in der es um Ungeziefervernichtung, behördliche Honorarverweigerung und um 130-fache Kindesentführung geht, in der Forschung als »ansprechende kleine Sage« bezeichnet wird.³ Auf jeden Fall hat sie in ihrer seltsam anmutenden Duplizität von Rattenfang und Kindesfang vieles und viele angesprochen; denn sie weist eine auffallend große Produktivität auf. Sie produziert und provoziert einerseits Wissenschaft und andererseits Weiterdichtungen en masse bis auf den heutigen Tag.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit ihr hat vor allem ein Ziel: zu beweisen, daß die Sage mehr ist als eine Sage. Ihre historische Faktizität, ihr tatsächliches Sich-ereignet-Haben, soll nachgewiesen werden.

Die dichterischen Bearbeitungen heben dagegen besonders das Thema der Verlockung und Verführung hervor. Und dieser Aspekt ist es, der spätestens seit Webers bekannter Karikatur die politische Aktualität ausmacht.

Die Rattenfängersage in der durch Grimm populär gewordenen Form, die ich Ihnen vorgetragen habe, ist erst ab 1565 überliefert.⁴ Ihre beiden parallelen Teile sind verbunden und verankert durch das Motiv des Geldes, und im Kommerziellen lebt die Story ja auch bis heute weiter: in den sonntäglichen Aufführungen für den Fremdenverkehr und in den florierenden Geschäften, von denen ich eingangs sprach. Der Signifikant »Ratten« erwies sich für die Vermarktung als besonders geeignet. Ohne den geprellten Rattenfänger, der Rache nimmt, fehlte der Geschichte ein entscheidendes Moment der Dramatisierung. Doch eben diese für den heutigen Leser so wesentlichen Elemente fehlen in der älteren Version der Sage, die ca 130 Jahre vorher, um 1430 in der sogenannten »Lüneburger Handschrift« aufgeschrieben ist. Da kommen keine Ratten vor, kein Vertragsbruch, keine Strafe. Genau um die erste Hälfte kürzer, handelt die Geschichte nur von einem »Spielmann«, auch »Teufel« oder »Zauberer«, der 130 Kinder durch das Osttor der Stadt entführt und mit ihnen im Berg Koppeln verschwindet. Der Entführer wird als

schöner und durchaus wohl gekleideter, etwa 30-jähriger Mann beschrieben, sein Instrument ist eine Silberpfeife. Diese Geschichte vom Kinderfänger ist eine fertige und abgeschlossene Sage, als Textüberlieferung sicher bezeugt.⁵

Doch das Ereignis, von dem sie erzählt, ist in keiner Originalquelle vor 1430 erwähnt. Nirgends ist gesichert, ob tatsächlich 130 Kinder die Stadt Hameln verlassen haben und dann vielleicht umgekommen sind.

Jeder, der sich von der Echtheit der auf ein tatsächliches Geschehen verweisenden Quellen überzeugen möchte, erlebt eine herbe Enttäuschung. Die Kronzeugin für das Geschehen, eine Inschrift auf einem Glasbildfenster der Hamelner Marktkirche, liegt längst in Scherben, Aufschriften auf Torsteinen und Häusern stammen nachgewiesen erst aus dem 16. Jahrhundert, zwei »alte« Eintragungen ins Hamelner Stadtbuch Donat sind nach Aussage einiger Forscher Fälschungen, und auch das Meßbuch »Passionale«, das im 14. Jahrhundert einen Reimvers über das Hamelner Geschehen aufgezeichnet haben soll, existiert nicht mehr.

So ist es keinem Forscher bisher gelungen, wissenschaftlich die Existenz einer solchen Spur zu belegen. In jedem einzelnen Fall wird auf ein fehlendes Original rückgeschlossen und mit diesem versucht, die Sagen- und Mythenbildung in den realen Bereich der Stadtgeschichte zu verlegen, Geschichte nachträglich zu schreiben, wo anscheinend keine geschrieben worden ist.

Vor allem Forscher der historischen Methode bemühten sich nun im 20. Jahrhundert, das Loch zu füllen. Das Nichts soll damit umstrickt, gefüllt, überdeckt werden, indem sie Wege aufzeigen, die die Hamelner Kinder gegangen, Orte suchen, wo sie wieder aufgetaucht sein könnten oder wenigstens ihr Grab lokalisieren wollen. Es gibt insgesamt fünfundzwanzig verschiedene Theorien, wohin die Hamelner Kinder gezogen sein könnten. Gerne sieht man sie als Vertreter der Ostkolonisation, die in Böhmen wieder aufgetaucht seien, oder man versteht sie als die Opfer einer Schlacht bei Sede-

münde, der Pest, eines Kinderkreuzzuges oder gar des Veitstanzes. Opfer also, die man als wirklich tot betrauern kann.

So ist die Forschung durch ein beschwörendes »Es war doch so!« gekennzeichnet. Wie wenig »haltbar« auch die Quellen sein mögen: jeden, der sich dieser Geschichte nähert, scheint ein Gewißheitsgefühl zu begleiten. Und vielleicht beging auch die Stadt Hameln in solcher Gewißheit die Siebenhundertjahrfeier des Verschwindens ihrer Kinder.

Dieses »So war es doch!« erinnert an jene Gewißheitsempfindung, die manche Träume begleitet und uns auf eine Wahrheit verweist. Wie wäre es, wenn das Bemühen um den Nachweis einer historischen Referenz nichts anderes ausdrückt, als den Eindruck, daß der Rattenfängermythos eine Wahrheit verbirgt, die dann freilich ganz etwas anderes wäre, als ein tatsächliches historisches Geschehen?

Welches sind nun die ältesten Zeugnisse, von denen ein Realitätsnachweis des eigentlichen Ereignisses erhofft wird?

Einige epigraphischen Quellen aus dem sechzehnten Jahrhundert liefern lediglich ein Substrat der Kinderfängersage in gebundener Sprache. Zum Beispiel die Inschrift am Hamelner Hochzeitshaus:

»Im Jahre 1284 nach Christi Geboth

Tho Hameln worden uthgeforth

130 Kinder dasülvest geboren

Dorch einen Piper, under den Koppen verlohren.«⁶

Ein lateinischer Reimvers aus dem Meßbuch »Passionale«, auf den ich später eingehen werde, bleibt in seiner Aussage dunkel, er erwähnt keinen Pfeifer, sondern nicht näher spezifizierte »rei«, an dem Unglück schuldhaft Beteiligte. Er schließt mit der Bitte, daß den Schuldigen diese schlimme Sache nicht schaden möge.⁷

Wir werden uns zu fragen haben, wer diese »rei«, sind. Dann gibt es noch Eintragungen im Stadtbuch »Donat«. Sie nennen unter drei Urkunden aus dem 14. Jahrhundert als Datumsangabe den Zeitpunkt nach dem »exitus puerorum« bzw. dem »uthgang der

kinder« von 1284⁸. Diese Datumsangaben verkörpern die reduzierte und rudimentärste Form der Aussage über »das Geschehen«. Hier steht am Anfang mit den vielfach deutbaren Signifikanten »uthgang« und »exitus puerorum« nur ein Verlust.

Ob diese Signifikanten sich nun auf ein reales Ereignis beziehen oder nicht, ob sie hinzugefügt wurden oder »echt« sind, sie waren virulent. Ich behaupte, sie haben einen Komplex aller Menschen berührt. Dadurch ist es denkbar, daß aus Unscheinbarem nachträglich ein vielleicht kollektives Trauma geweckt und in die Realität einer wissenschaftlichen und künstlerischen Fiktion projiziert worden ist. Dies Trauma aber ist in uns, sofern wir Eltern sind. Die vielleicht in der Realität ganz harmlosen Signifikanten haben es geweckt. Und dann wurde es in die Zeit versetzt, indem es als »vorher« wahrgenommen und historisiert worden ist. Die Psychoanalyse erlaubt uns, »uthgang« und »exitus puerorum« als Markierungen eines Verlustes zu lesen, der eine Geschichte ins Werk setzt; denn alles, was sich darum spinnt, ist Fiktion: die Legenden wie auch die bibliothekenfüllende Forschung. Im folgenden nun möchte ich das Werden des Mythos untersuchen, der sich um die Signifikanten vom Verschwinden der Hamelner Kinder gebildet hat, welche Form er genommen und was sich im Bereich der psychischen Realität abgespielt hat: die Ausgestaltung des Mythos in der Überlieferungsgeschichte ergab folgende Stufen:

beginnen wir mit dem Text aus dem schon erwähnten Hamelner Meßbuch »Passionale« angeblich aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert:

ich übersetze den lateinischen Text:

»...das ist jenes Jahr des Tages, an dem jedermann leidet, der die lieben Hamelner Kinder nicht ohne Verhängnis hinwegraffe. Man sagt, Calvaria habe sie alle lebendig verschlungen. Christus, beschütze die Schuldigen, damit ihnen diese schlimme Sache nicht schade.«

Der Reimvers berichtet also von einem verhängnisvollen Unglückstag, an dem 130 Kinder zu Tode kamen, der als Leidschaf-

fendes weiter wirkt. Doch fehlt die sonst so auffällige Gestalt des Pfeifers, an dessen Stelle als eigentliche Akteure die »rei« treten, die Schuldigen, die eine nicht näher explizierte schlimme Sache getan haben. Er schließt mit einer Bitte an Christus, die Schuldigen vor der göttlichen Strafe, etwa beim jüngsten Gericht, zu schützen. So kann man zu dem Schluß kommen, »die Sage sei aus einem Frevel entstanden, der im Kern des Vorgangs stecke«. ⁹

In meiner Sicht der Dinge handelt es sich bei einem solchen Frevel nicht um ein real geschenees Verbrechen, sondern um ein bloß phantasiertes, bloß gedachtes.

In der Formulierung der Prosaerläuterung, die dem Reimvers folgt, »Hamelenses perdiderunt pueros«¹⁰, schwingt Schuld mit, da »perdere« zwar »verlieren« jedoch vorrangig »zugrunde richten, verderben« bedeutet. Gleichgültig nun, ob es sich bei dem Passionale um eine »echte« alte Quelle aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts oder um eine nachträgliche Überlieferung von 1761 handelt, festzuhalten bleibt, daß eine Quelle, für die der Anspruch geltend gemacht wird, die Version I der Hamelner Sage zu belegen, nicht von einem Entführer, sondern von Schuldigen spricht.

In der Geschichte des Mythos findet sich dann später statt der anonym gehaltenen »rei«, der »Schuldigen«, bald die Person, die »es« getan haben soll, ein Kinderfänger nämlich, diese Fassung der Kinderfängersage wird bis 1565 acht Mal überliefert, bis sie dann mit der Rattenfängersage verschmilzt.

Offen bleibt in all diesen Texten, warum der Entführer die Kinder aus der Stadt gelockt hat, es fehlt also in den ersten 130 Jahren der Sagenentwicklung das Tatmotiv.

Diese Erklärung liefert, vordergründig betrachtet, der Rattenbannerstoff. Der älteren Sage vom Kinderfänger wird nun die Sage vom Rattenbanner vorangestellt.

Bevor ich die zentrale Leitfrage untersuche, wieso die alte Kinderfängersage überhaupt einer Verknüpfung bedurfte, die ein Tatmotiv lieferte, und besonders, warum die Verknüpfung mit dem

Rattenbannerstoff gewählt wurde, möchte ich einige Anmerkungen zum Rattenbannerstoff machen.

Die Sage vom Rattenbanner existierte als ein gesamteuropäisches Gemeingut und wurde keineswegs in Hameln »erfunden«. Sie spielt z.B. in Eberswalde-Finow, auf Rügen, in Korneuburg oder Lorsch, auch eine französische Version ist bezeugt. Es gehört zur Struktur der Sage, daß der Fremde, der die Stadt von Ratten befreite, um den Lohn betrogen wird und sich rächt, durch Wiederbringen des Ungeziefers oder durch Wegführen vom Nutzvieh. Das sind mäßig bekannte lokale Sagen.

Erst in Hameln hat die Rattenfängersage durch die Verknüpfung mit der Kinderfängersage Weltruhm erworben. Und mit der Verknüpfung von Rattenbanner- und Kinderfängerstoff setzt eine unvergleichlich größere Produktivität ein. Diese Verknüpfung ist aber nicht in Hameln, sondern in Süddeutschland geschehen, wird 1538 in Meßkirch aufgeschrieben und dann nach Hameln gebracht.

Jetzt hat die Kinderfängersage ihre Vorgeschichte und ihr Motiv: Weil ihn der Rat der Stadt um den verdienten Lohn geprellt hat, entführt der Fremde die 130 Kinder der Bürger. Mit dem Rattenmotiv eng verbunden ist also das Geldmotiv.

Aber auch die Einstellung der Hamelner Bürger zu dieser ihrer Geschichte ändert sich, als die Kinderfängersage die Rattenfängervorgeschichte erhält. Während sie bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts alles getan hatten, um den Wahrheitsgehalt und den Wirklichkeitsanspruch der Kinderfängersage zu beweisen (vielleicht auch durch nachträgliche Eintragungen in Stadtbücher), sie als städtisches Wahrzeichen gepflegt hatten, so verhält sich die Obrigkeit nach diesem Zeitpunkt der Rattenfängersage gegenüber ablehnend. In der Folge dieses Umschwungs wurde das Bildfenster in der Marktkirche entfernt.¹¹

Die Geschichte vom Rattenfänger zeigt hier ihre ambivalente und doch einheitliche Wirkung, Faszination und Grauen, dem man mit Abwehr begegnete.

Sicherlich ist die veränderte Haltung der Hamelner Bürger zu ihrer veränderten Sage auch entstanden, »weil«, wie eine Forscherin schreibt, »sie fürchteten, durch diese neue Form in Mißkredit zu geraten, und verärgert waren über den Vorwurf des Geizes und des Wortbruches«¹². Doch sind Ratten und Geld noch weit anstößigere Motive, als daß diese Erklärung befriedigen könnte. Wie also kam es zu dieser Verbindung der beiden Sagenhälften, und weshalb schämten sich die Hamelner ihrer im 17. Jahrhundert?

Die beiden Sagen weisen in ihrer Erzählweise die gleiche Struktur auf, aus der sich die Erlaubnis zur Substitution der einzelnen Elemente ableiten läßt. Diese Parallelität oder Gleichheit der beiden Sagenhälften besteht in folgendem: Ein Fremder, schön, jung und wohlgekleidet im ersten Fall, ein Landfahrer in bunter Kleidung im zweiten Fall, führt mit einer Pfeife die Kinder bzw. Ratten aus der Stadt und verschwindet auf Nimmerwiedersehen in einem Berg. In der Kinderfängersage wird das bekannte große Unglück erzählt, während in der Rattenbannersage das geschieht, was die Bürger gewünscht, erwünscht haben, das, wofür sie zu zahlen versprochen haben, ein großes Glück also: das überaus lästige Ungeziefer verschwindet endlich aus der Stadt.

Eine merkwürdige Motivgleichheit – will mir scheinen –, die im entscheidenden Mittelteil keine Parallele, sondern den Gegensatz von Glück und Unglück aufweist.

Mit der Verbindung der beiden Sagenhälften wird zweimal dieselbe Geschichte erzählt, einmal am Objekt Ratten, einmal am Objekt Kinder.

So kann man substituieren: Kinder sind Ratten.

Eine solche Substitution ist keineswegs willkürlich. Schon ein Blick ins Lexikon zeigt, daß diese Tier- und Menschengruppe unter die gleichen Signifikanten gestellt werden kann. So kann Ungeziefer, das beschwerliches kleines Getier bezeichnet, was alles aufrißt, dafür Schmutz hinterläßt und Angst und Krankheiten verbreitet, durchaus auch zur Bezeichnung für Menschen gebraucht werden.¹³ Von solcher Bildung und Verwendung soll sich dann laut

Grimm das jüngere Wort Geziefer ohne Änderung der Bedeutung losgelöst haben.¹⁴ Geziefer meint aber auch junge Mädchen und Kinder: »Bring doch endlich das Geziefer ins Bett« oder »Das Geziefer schaut aber lieb aus«. Unsere Sprache ist reich an den verschiedensten zärtlichen Bezeichnungen für Kinder, die ins Berufsfeld des Kammerjägers gehören: Mäuschen, Fröschlein, kleine Kröte, Würmchen, Motte, Schneckchen ...

Die Geschichten vom Kinderfänger und vom Rattenbanner weisen – so gelesen – auch im Mittelteil eine deutliche Parallele auf. Ein fremder Mann kommt in die Stadt und befreit die Bürger von den Wesen, die in Mengen vorhanden, klein, unrein(lich), kurz gesagt, lästig sind. Von lästigen Mitessern. Und der Exitus der Hamelner Kinder erfolgt in unmittelbarer zeitlicher Nähe zum 24. Juni, dem Tag, der im Aberglauben für die Ungeziefervertilgung als besonders geeignet gilt.¹⁵

So löst sich der von mir oben dargestellte Gegensatz zwischen der Rattenvertreibung, die als Glück und der Kinderentführung, die als Unglück betrachtet wurde auf: »Zum Glück ist jetzt dieses (Un)Geziefer aus der Stadt.«

Im Mittelalter waren Kinder keineswegs das große Glück.

In einer Sozialgeschichte der Kindheit heißt es: »Würden wir heute eine mittelalterliche Stadt betreten, nichts wäre so auffallend wie die vielen Kinder. Für die Armen war die Frage, wie man diese zusätzlichen Esser satt bekäme, in vielen Fällen unlösbar. Darum trennten sich viele bei Nacht und Nebel von ihren kleinen *Wurmern*, ohne damit der Nachwelt einen Beweis für Gefühllosigkeit oder fehlende Kindesliebe zu liefern. Wir können uns die Zahl der Säuglinge, die in den ersten Tagen nach der Geburt starben, und der kleinen Kinder, die ausgesetzt wurden, gar nicht hoch genug vorstellen.«¹⁶

Die Eltern wurden mit der Plage der Nachkommenschaft nicht fertig, sie wußten sich kein anderes Mittel, diese Blagen oder Bälger wieder loszuwerden, indem sie den Balg einfach des Nachts irgendwo ablegten.

Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht verwunderlich, daß die Hamelner Sage zur ständigen Beschäftigung und Wiederholung reizt.

Aber genügt es, die soziale Not des Mittelalters als Erklärung heranzuziehen? Die Virulenz des Mythos deutet darauf hin, daß der Exitus der Hamelner Kinder einen uralten Wunsch aller Eltern symbolisiert, sie von der lästigen Nachkommenschaft zu befreien. Dieser Wunsch ist es, der die Geschichte so faszinierend macht und der der verdrängte Kern der Sage ist.

Die archaischste und reduzierteste Form des Mythos »erzählt« uns mit dem Signifikanten »exitus puerorum« und »uthgang der Kinder«, daß die Kinder einer Stadt einfach nicht mehr da sind, sie verkörpern den Wunsch nach dem Verschwinden der Kinder in reiner und unverfälschter Form. Um diesen nicht zulassungsfähigen Kern lagern sich Ausgestaltungen und eine Verdoppelung:

so meldet sich in der Darstellung des Reimverses aus dem Passionale die Stimme des Gewissens, die den Wunsch nach Kindsbeseitigung als »tam mala res« zensiert und als Akteure der Wunscherfüllung die »rei« nennt, die natürlich die Hamelenses und unter diesen die »parentes« sind. Diese deutliche Schuldzuweisung spricht einzig das Passionale aus, deren Unverhülltheit keine spätere Bearbeitung übernommen hat. Kein Wunder auch, daß dieser Reimvers die Kritik der Sekundärliteratur auf sich gezogen hat.¹⁷

Die Lüneburger Handschrift von 1430 nennt weitere Details: hier kommt der Ort des Verschwindens hinzu, der Calvarienberg, der die Kinder lebendig verschlingt.

Die Kinder sind in der Vorstellung der Nachwelt »in die Grube«, d. h. unter die Erde gebracht worden. Im Wörterbuch des deutschen Aberglaubens findet sich unter dem Stichwort »Bergentrückt« die Feststellung, daß der »Berg das Totenreich, den Aufenthaltsort der Gestorbenen in sich birgt«¹⁸. Der Mythos erhält also die Präzisierung, daß die Kinder nicht einfach verschwunden, sondern gestorben sind.

Gleichzeitig mit dem Ort des Verschwindens wird die Person des Entführers genannt, der unbekannte Fremde, mit dem die symbolhafte Darstellung des Wunsches nach Kinderbeseitigung eine Figur gefunden hat, die ihren Wunsch »vollstreckt«, jemanden, auf den man Schuld projizieren kann und der doch beim ersten Auftreten Bewunderung hervorruft.

Ganz im Sinne Ranks. Er schreibt in »Mythologie und Psychoanalyse«, daß der Mythos als Ersetzung abgeleugneter psychischer Realitäten konstituiert wird, und daß auf Götter und Heroen das den Menschen anstößig Gewordene rechtfertigend projiziert wird.¹⁹

In der Rattenfängersage von 1565, die beide »Sagenstränge« verschmilzt, werden nun die Kinder durch die Ratten substituiert. Das Verschwinden der Kinder wird nicht mehr nur einfach dargestellt, sondern erhält eine vorangestellte Begründung. Dabei wird die zeitliche Reihenfolge der beiden Sagenstränge vertauscht, verdreht. Erst wird nun die Geschichte von der Rattenbefreiung, dann die von der Kinderentführung erzählt, und den Drehpunkt bildet der Vertragsbruch und die Rache des Rattenfängers.

Durch die Substitution der Kinder durch Ratten wird die »unter dem Druck der Verdrängung stehende Wunschregung« nach der Kindsbeseitigung in verhüllter Darstellung durchgesetzt.²⁰ Doch diese verhüllte Wunscharstellung offenbart in schonungsloser Deutlichkeit das eigentlich Gewünschte: nicht bloßes Verschwinden, nicht allein den Tod, sondern Mord am eigenen Fleisch und Blut. Kinder sollen wie Ratten erschlagen, ersäuft, vernichtet werden.

Als grauenhaft real Gewordenes zeigte sich diese Vorstellung kürzlich im Marzahner Babymordprozeß. Da kippt eine Mutter, Anfang 20, ihren drei Monate alten Sohn Alex mit Kinderwagen in das Fließchen Wuhle, das Kind ertrinkt, die Mutter läuft zur Polizei und erzählt, Skinheads hätten ihr das Kind geraubt. Der Rattenfänger wurde zum Skinhead. Oder: im »Kanal fatal« wird am 20. 11. 92 im Bayerischen Rundfunk folgender »Witz« gesendet:

»Die Babynahrung Spei mußte wegen Un genießbarkeit aus dem Verkehr gezogen werden. Aber werfen Sie das Produkt nicht weg! Tests haben ergeben, daß es hervorragend für die Rattenbekämpfung geeignet ist.«

In der später vorangestellten Rattenfängergeschichte erfährt dieser »böse« Wunsch gleichzeitig seine erste Verwerfung. »Es waren ja nicht die Kinder, die da weggeführt wurden, sondern ekelhafte, lästige Ratten« – mit dieser Behauptung wird die Bedeutung der Ratten als Kindersymbol geleugnet. Doch unerbittlich kommt die Vorstellung der Beseitigung der Kinder in der zweiten Sagenhälfte wieder zur Sprache und erfährt auch prompt ihre zweite Verwerfung. Denn nicht die Eltern haben sich auf welche Weise auch immer (man denke nur an »Hänsel und Gretel«, wo der Ofen der Hexe, in dem die Kinder verschwinden sollen, dem Hamelner Berg gleichgesetzt werden kann – die Phantasie kennt da keine Grenzen) – nicht die Eltern also haben sich diesen Wunsch erfüllt, sondern ein Anderer, ein Fremder hat's getan.

Aus dem sprachlichen, historischen und psychoanalytischen Material habe ich mit der in vieler Hinsicht möglichen Gleichsetzung von Ratten und Kindern gezeigt, was es mit der »Gleichheit des Motivs« in Wahrheit auf sich hat, daß sie nämlich zur Verhüllung, Verdrängung, Verwerfung und doch auch zur Verdeutlichung des Kindervernichtungswunsches in besonderem Maße geeignet ist. Für die Verdichtung und Gleichsetzung, die der Mythos zuläßt, bieten die sonntäglichen Hamelner Rattenfängerspiele einen anschaulichen Beleg, wenn die Kinder, als Ratten verkleidet, sich auf allen Vieren vorwärtsbewegen.

Zugleich mit dem Auftauchen der Ratten war als zweites anstößiges Motiv das Geld in die Sage gekommen.

Die Begründung für die Wegführung des Kindergeziefers, der kleinen Mäuse, liegt ja darin, daß der Wegführer der großen Mäuse, wie in verschiedenen Quellen die Ratten genannt werden, seine wohlverdienten Mäuse nicht bekommen hat. Was hat es also damit auf sich, daß sich die Hamelner weigern zu zahlen?

Die Lohnverweigerung wird in der Rattenfängersage von 1565 viel ausführlicher dargestellt als bei Grimm.

Sie lautet wörtlich:

»Also hat er das versprochen gelt an sie, wie er dann mit inen überkommen, erfordert. Dessen haben sie sich gespert und gewidert, gleichwol sie im der abrede gestendig gewesen, haben aber doch vermaint, seitmals im nit vil mühe oder costen darauf gelofen, sondern hab die Sach geschwindt, ohne alle arbeit [...], ohne sonderliche kunst verricht, sollte er sovil nit begern, sich beniegen lassen und ain weniges nemen.«²¹

Die Bürger »sperren und widern sich« gegen die Bezahlung, indem sie die Methode kritisieren, nach der vorgegangen wurde. Ihren Vorstellungen nach hätte der Beseitigungsvorgang eine bestimmte Zeit dauern müssen, Anstrengungen hervorrufen, angemessen und kunstvoll gestaltet sein sollen. Ein Anspruch also, der das Leichte, Spielerische, von Genußempfinden Begleitete (Pfeife, Musik) ablehnt und sichtbare Zeichen von Unlust und Plackerei fordert, wie sich das bei einer Drecksarbeit wie einer Rattenvertilgung gehört.

Die Reaktion der Bürger macht Sinn, wenn man, wie ich vorhin ausgeführt habe, die Ratten als verneintes Kindersymbol begreift. Der Rattenfänger hat sein Versprechen wahr gemacht, die Bürger aber »sperren und widern sich«. »Sich zu widern« bedeutet im Mittel- und Frühneuhochdeutschen soviel wie »rückgängig machen, aufheben«, aber auch »zurückweisen, verschmähen«²². Mit der Weigerung zu zahlen erkennen sie die Wunscherfüllung nicht an, wünschen sie rückgängig gemacht, im Sinne von »so war es nun doch nicht gemeint!«

Der Fremde hat, indem er den Kindern mit der Pfeife wie zum Tanz aufspielte, sie an sich und hinter sich herzog, das gegenseitige Begehren hervorlockte, einen grauenvollen Genußexzeß, den Kindsmord, ausgeführt. Dieses Genießen haben sich die Hamelner Eltern nicht gestattet und sie neiden ihm, daß er den Genuß hatte. So bekommt er wenigstens das Geld nicht. Warum auch? Er hat

einen, seinen Wunsch erfüllt, was braucht's dann noch das Wunschnittel Geld?

Der, dem unterstellt wird, das Genießen der Hamelner Bürger gestohlen zu haben, das genossen zu haben, was sie auch gern genießen wollten, aber nur als Genuß phantasierten und nicht zu genießen wagten – er wird zum Objekt des (Fremden)hasses. Nicht anders als das »fröhliche Zigeunervölkchen«, das gleichfalls gehaßt und verachtet wird, weil es angeblich die Kinder der Bürger stiehlt.

Entsprechend seiner Doppelfunktion als Kammerjäger und Kindsentführer wird der Rattenfängerfigur auch ein verändertes Aussehen zugeschrieben. In der Lüneburger Handschrift war es noch der schöne junge Mann mit der seltsamen Silberpfeife, der »es getan hat«; nun ist er zum »Landfahrer« geworden. Auch Belege späterer Quellen²³ weisen ihn eindeutig als einen Angehörigen des fahrenden Volkes aus. Diese zählen im Mittelalter zu den sogenannten unehrlichen Personen, deren Part die Rechtlosigkeit ist.²⁴ Der Rattenfänger als Vertreter einer diskriminierten Minderheit hat gegenüber dem Rat, der Legislative und Judikative zugleich verkörpert, schlechte Karten, als es um die Brechung des Verbaltraktes geht. Denn recht- und ehrlose Personen waren nach dem Sachsen-spiegel vogelfrei und konnten – wenigstens theoretisch – sogar ohne weltliche Sünde getötet werden.²⁵

So zeigen die rechts- und volkskundlichen Belege, daß die Figur des Rattenfängers als des Anderen, Fremden, Rechtlos und prädestiniert ist, an ihm das Nichteinhalten eines Versprechens zu exerzieren. Ihm wird ein verbotenes, aber eigentlich eigenes Genießen unterstellt, was ihn zum zu bestrafenden Feind macht. Die Diskriminierung seiner Tätigkeit und seiner Person erleichtert die Sündenbockfunktion des Tabubrechers.

Indem die Hamelner Bürger in seiner Schuld bleiben, projizieren sie die Schuld an der Tat auf ihn und bestrafen ihn.

Allerdings wird in der Sage von 1565 die Schuld der Eltern deutlich formuliert:

»So haben sie doch der sache weiter mit thun kinden, sondern dem allmechtigen befehlen müeßen und irer eigenen Schuld geben müeßen.«²⁶

Und in der Moral, die der Geschichte folgt, wird bezeichnenderweise nicht vor Geiz und Vertragbrüchigkeit gewarnt, sondern eine Aufforderung an die Eltern ausgesprochen, besser auf ihre Kinder achtzuhaben.

Die Schuldzuweisung und die ausgesprochene Moral zeigen eindeutig, daß die Eltern ihre Schuld im Verhalten zu ihren Kindern suchen sollen, d. h. nichts anderes, als daß sie aktiv zur Beseitigung ihrer Kinder beigetragen haben.

Für die Entwicklung des Themas Schuld und Schulden ergibt sich also im Rattenfängermythos diese Reihenfolge:

1. Version I benennt erst nur den »exitus puerorum« ohne Schuldige. Das Passionale aber zeigt die »reife«, die an dem Unglück schuldhaft Beteiligten.

2. Version II, die Lüneburger Handschrift von 1430, hat den Schuldigen, den schönen Kinderfänger, gefunden. Die Eltern sind nur die Geschädigten.

3. Mit der Verknüpfung von Kinderfänger- und Rattenbanerstoff in Version III kommt zur Schuld des Kinderfängers wieder die Schuld der Eltern hinzu, die dem erfolgreichen Rattenfänger den Lohn schuldig bleiben.

Da nun für den Rattenfänger das geltende Recht außer Kraft tritt, muß er zu anderen Mitteln greifen.

Symbolisch gelesen nimmt er sich durch die Substitution »Kinder = Mäuse«, »Mäuse = Geld«, doch das ihm Zustehende, die Kinder werden zum Äquivalent des Geldes.

Die Substitution von Geld und Mäusen ist ein umgangssprachlicher Gemeinplatz. Sie läßt sich mühelos auf einige Unterbegriffe aus dem Wortfeld »Geziefer/Ungeziefer wie »Kröten« und »Möpsen« ausdehnen. Einmal liegt die Möglichkeit dieser Gleichsetzung in der konkreten Unreinheit der Geldstücke, die durch viele Hände gegangen sind. Auch mag die Vorstellung eine Rolle spielen,

daß das Geld genau wie kleines Getier sich schnell und unkontrolliert bewegt, einem durch die Hände gleitet.

Es gibt ebenfalls eine direkte Substitution von Geld und Kindern, ohne den Umweg über den gemeinsamen Oberbegriff »Mäuse« zu wählen, nämlich in der Bezeichnung »mein Goldstück«, wobei außer der zärtlichen Wertschätzung auch die Unkontrollierbarkeit und Unregierbarkeit der noch triebgebundenen Kinder angesprochen ist.

Geld spielt bei der Wunscherfüllung eine entscheidende Rolle, im allgemeinen natürlich und bei der Rattenfängergeschichte im besonderen. Denn der Rattenfänger hat die Stadt von dem Gezieler befreit, den Wunsch der Eltern in dieser symbolischen Darstellung der Substitution also bereits erfüllt. Wenn er nun seinen Lohn, seine Belohnung erhielt, wäre die Geschichte zu Ende, mit der Aussage, daß ein Fremder die Dreckarbeit für Geld erledigt hat.

So unverhüllt konnte diese Aussage nicht stehenbleiben. Sie mußte verworfen werden. Der Fremde bekommt deshalb die Goldstücke von den Eltern nicht.

Die Substitution von Kindern durch Ratten wird aus dem Bewußtsein verdrängt, indem geleugnet wird, daß der Rattenfänger die Golddukat, die Goldstücke überhaupt bekommen hat.

Und dann holt er sie sich.

Und die Hamelner zahlen: mit ihrem eigen Fleisch und Blut – an Geldes statt.

Anmerkungen:

- 1 Frankfurter Rundschau, 12.10.1991.
- 2 Frankfurter Rundschau a.a.O.
- 3 So bei Willy Krogmann, *Der Rattenfänger von Hameln*, Berlin 1934, S.7.
- 4 Hans Dobbertin, *Quellensammlung zur Hamelner Rattenfängersage*. Göttingen 1970.- Quelle Nr.12.
- 5 Dobbertin, Quelle Nr.4.
- 6 Dobbertin, Quelle Nr.48.
- 7 Dobbertin, Quelle Nr.3.
- 8 Dobbertin, Quellen Nr.2, 5a,b.
- 9 Heino Gehrts, *Zur Rattenfängersage*.- In: ZfdPh, Bd.74, Berlin 1955, S.197.
- 10 Dobbertin, Quelle Nr.3.
- 11 Vgl. Waltraut Wöller, *Zur Entstehung und Entwicklung vom Rattenfänger von Hameln*.- In: ZfdPh, Bd.80, Berlin 1961.
- 12 Wöller, a.a.O.
- 13 Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, hg. von H.Bächtold-Stäubli.- Unveränd. photomechan. Nachdr. Berlin 1987, Bd.8, Sp. 1419 ff.
- 14 Vgl. *Deutsches Wörterbuch* von J. u. W. Grimm.- Nachdr. München 1984, Bd.24, Sp.945 ff.
- 15 Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*.- Bd.4, Sp. 704 ff.
- 16 *Zur Sozialgeschichte der Kindheit*, hg. von Joachim Martin und August Nitschke.- Freiburg/München 1986, S.458.
- 17 Heinrich Spanuth, *Der Rattenfänger von Hameln*.- Hameln 1985, S.21.
- 18 Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*.- Bd.1, Sp.1069.
- 19 Otto Rank/Hanns Sachs, *Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften*.- Wiesbaden 1913, S.28.
- 20 Rank, a.a.O., S.32.
- 21 Dobbertin, Quelle Nr.12.
- 22 *Matthias Lexers mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*.- Stuttgart, 1966, S.320.
- 23 Dobbertin, Quellen Nr. 26, 33, 60, 90.
- 24 Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*.- Bd.2, Sp.1144.
- 25 Wolfgang Wann, *Die Lösung der Hamelner Rattenfängersage. Ein neues Sinnbild des Abendlandes*.- Diss. Würzburg 1949, S.11.
- 26 Dobbertin, Quelle Nr.12.

la livre de chair

In der X. Sitzung seines Seminars »L'Angoisse« von 1962/63 würdigt Lacan das Genie Shakespeares, just dem jüdischen Finanzier Shylock das rätselhafte Wissen zugeteilt zu haben, »daß wir immer mit unserm Fleisch die Schuld begleichen müssen«¹.

Von diesem Hinweis ausgehend, läßt sich, wie ich meine, die Frage nach der Artikulation von Geld – Opfer – Gabe so eröffnen:

Gibt es Schulden bzw. Schuldverhältnisse, die nicht durch Geld zu tilgen sind, bzw. nur dann, wenn das sinnlich-unsinnliche Geld sich eignete, als Äquivalent auch für jene rätselhaften Schulden einzutreten?²

Ich kann diese Frage natürlich nicht beantworten, der Text, den ich vortrage, wird sie bestenfalls transportieren.

In einigen mir und wohl auch Ihnen bekannten Texten Lacans kursiert die Rede vom »Stück Fleisch« als Opfer und auch als Gabe, häufig taucht es rätselhaft starr auf, im Seminar über die Angst wird diese Starre selbst Thema, womit freilich ihr Rätsel nicht gelöst ist.

Ich möchte darum ein etwas längeres Zitat – einen Stolperstein – aus diesem Seminar vorausschicken, ohne es zu kommentieren.

»L'engagement de l'homme qui parle, dans la chaîne du signifiant avec toutes ses conséquences, avec ce rejaillissement désormais fondamental, ce point élu que j'ai appelé tout à l'heure celui d'un rayonnement ultrasubjectif cette fondation du désir, pour tout dire, c'est en tant que, non pas que le corps dans son fonctionnement nous permettrait de tout réduire, de tout expliquer dans une réduction du dualisme de l'Umwelt et de l'Innenwelt, c'est qu'il y a toujours dans le corps, et du fait même de cet engagement de la dialectique signifiante, quelque chose de séparé, quelque chose de statufié, quelque chose de, dès lors inerte: qu' il y a la livre de chair.«³ (S.267)

Als Shakespeare 1596 den »Kaufmann von Venedig« schreibt, hat auch die katholische Kirche, im Zusammenhang mit der Einführung des Fegefeuers, die Zinsgeschäfte längst gebilligt, der Puritanismus sie wacker verfochten und praktiziert, und ist der Streit, ob Geld in Heil konvertierbar sei, mit der Durchsetzung des Ablaßhandels: etwa 20 Scheffel Weizen gegen Gulden gegen 10 abgelassene Fegefeuerjahre – längst entschieden. Doch der venezianisch-jüdische Kaufmann Shylock verweigert das Geld für Geld Geschäft dem christlichen Kaufmann Antonio, der sein frommes Volk verachtet und sein legales Zinsgeschäft als Wucher diffamiert; er verabscheut die Vorstellung vom Geld heckenden Geld, weil es bedeutet, daß »unfruchtbares Erz« »Frucht« bringt.⁴

Shylock will lieber unnützes »Kadaverfleisch« nehmen statt des guten Geldes, von dessen Erwerb er nicht nur Haus und Familie unterhält, sondern nach dem all sein Sinnen steht, klagt er doch nach dem Urteilsspruch: Ihr nehmt mein Leben, wenn ihr die Mittel nehmt, durch die ich lebe.«⁵ So ist uns das Ansinnen des zwielichtigen »Shy-lock«⁶ von Anfang an unheimlich. Hermann Sinsheimer will es so bannen: »Das Geld hat die Macht über ihn verloren«, da

er versucht, »sich zum Herrn über jenen Herrn des Geldes (d.i. Antonio) zu machen – er, der Sklave des Geldes!«⁷.

Von Antonio also fordert Shylock kein Geld, vielmehr verlangt er, »...daß ich ein volles Pfund von Eurem Fleisch, von Eurem schönen Fleisch abschneiden darf, von welchem Teil von Eurem Leib ich will«⁸, wohl wissend, daß es ihm nicht vonnutzen sein wird; was er womöglich nicht weiß, ist, daß der Handel in jedem Fall scheitern muß, da dieses Pfund nicht ohne tödliches Blutvergießen zu haben sein wird »ganz nah am Herzen« – wie es im nachhinein im Vertrag steht –, ja unmöglich zu schneiden ist an diesem Ort. So peinlich genau er auch auf der Einhaltung des Vertrages besteht, so wenig weiß er die Stelle zu halten, die er zu schneiden gedenkt, wenn er vor dem Prozeß noch ungeniert nach Antonios Herz ruft.

Ich kehre zu meiner Ausgangsfrage zurück und möchte kurz an unsere letzte Tagung erinnern. Dort sprachen wir nach Th. Kittelmanns Vortrag über die Notwendigkeit der Einführung des Geldes in den Ländern des Sozialismus und den Zusammenhang von symbolischer Geldfunktion und Begehren.

Wenig umstritten ist die Annahme der befriedenden Funktion des Geldes als Mittler zwischen miteinander feindselig rivalisierenden Subjekten und Gruppen. So zitiert bsw. J. Hörisch, der uns zur Tagung einen Text geschickt hat, darin zustimmend Max Webers Aussage, daß Markt und Geld »ursprünglich eine Vergesellschaftung mit Ungenossen, also Feinden« bewirkten und »die intensive Expansion der Tauschbeziehungen ... überall parallel mit einer relativen Befriedung« gehe.⁹

Und doch weiß jedermann, daß das Geld die Konflikte, die es unblutig zu lösen verspricht, selbst wiederum erzeugt¹⁰, daß auch in den entwickelten Geldwirtschaften nicht nur Geldopfer, sondern auch immer wieder fleischliche Opfer gefordert und gebracht werden.

Wie auch immer, die Genese des Geldes im geheiligten Bezirk der Gottheiten, hat ihre Spuren nicht nur in der Staatsmünze

(und meinethalben auch in den Börsen), d.h. in der Forderung nach einem Garanten seiner Deckung und der Gültigkeit seines Wertversprechens hinterlassen. Auch wenn man ihn diskursiv zu vernichten versucht, bleibt der »sakrale Wert des Entgelts« wirksam.

Ich weiß nicht, ob dies z.B. sich zeigte in meinem Unbehagen als einst frommer Katholikin. Da machte mir nicht so sehr die Transsubstantiation Problem als vielmehr die magische Praxis des Opferstocks: nicht unbeeindruckt blieb ich von dem spöttischen Vers, den die protestantischen Kinder riefen: »Die Münze in dem Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.« Hefete sich da – im Sündenfall – an die Abwertung des Geldes der Gedanke des schönen Scheins, des faulen Zaubers oder der der Rache?

Die Christen verpönten das Gesetz der Talion, dessen Urhebererschaft und Geltung sie den Juden unterstellen, und doch empört gerade Christen, vielleicht in besonderem Maße in diesem Land, die Forderung nach pekuniärer Vergeltung zugefügten Leids. Vielleicht ist diese Empörung aber auch ein Zeichen dafür, daß mit dem Geldabgleich die Schuld nicht getilgt werden kann, deren Einforderung dem Gläubiger unterstellt wird.¹¹

Für Freud freilich gilt im UBW das Gesetz der Talion, und dies nicht nur in Bezug auf Mord und Todeswünsche. Wohl heißt die berühmte Passage in »Totem und Tabu«: »Nach dem im menschlichen Fühlen tief eingewurzelten Gesetz der Talion kann ein Mord nur durch die Opferung eines anderen Lebens gesühnt werden«¹², doch wirkt der unbewußte Rachewunsch bekanntermaßen auch bei Störungen partialer Körperfunktionen.¹³

Wenn dem aber so ist, wie weit reicht dann, noch einmal gefragt, die eingangs zitierte befriedende Vermittlung/Fürsprache des Geld-Symbols, von der z.B. auch G. Haddad schreibt. Im Kapitel »Le surmoi et la question de l'argent« seines Buches »L'Enfant illégitime« setzt er sich mit der kurrenten christlichen Fehldeutung des jüdischen Talionsgesetzes auseinander: »Der jüdische Talion, wie man ihn zu kennen glaubt, trägt im christlichen Imaginären das nicht zu entfernende Stigma der semitischen Grausamkeit, für die

ausschließlich der Preis des Blutes, das Pfund Fleisch das Verbrechen wiedergutmachen können.«¹⁴ In Wahrheit gehe es zum einen einzig um körperliche Blessuren, zum andern verlange die Michna die »angemessene finanzielle Entschädigung des dem Opfer zugefügten Schadens«. Das Judentum kenne keine buchstäbliche Wiedervergeltung: »ajijn tachat ajijn« verweise auf eine gleichwertige Sache als Schadensersatz. Entschädigt werden müssen der Schaden selbst, der Schmerz, die Arztkosten, der Arbeitsausfall sowie die Verletzung der Eigenliebe nach festgesetzten Wertquanta. Jeglichen Widerstand des *bon sens* gegen diese Lektüre weise die Logik des Midrach zurück. Daß der Talion eine körperliche Strafe sei, könne niemandem in den Sinn kommen, weil die Gleichung des biblischen Textes, das buchstäbliche Verständnis dieser Gleichung, eine solche Deutung ausschliesse. »Das Talionsgesetz übersetzt nicht, wie man meint, das Aufeinanderprallen zweier grausamer und mörderischer Imaginärer, sondern die befriedende Vermittlung des Symbols.« (S.220)

Und doch – gleichwie das Zinsverbot weder im Judentum noch im Christentum das Zinsnehmen verhindert hat – bleibt die Blutrache nicht nur im Denken, sondern auch im Handeln der Menschen erhalten, insistiert in ihrer Wiederkehr etwas vom Geld Unabgeholtenes und nicht durchs Geld zu Vergeltendes.

Denn auch unter der Regie des Geldes und des Zinsgeschäfts lebt die Blutschuld, wenn nicht als Bluttat, so doch als körperliches Unterpfand weiter, jedenfalls im römisch-christlichen Abendland. So hielt es fest und verkündete es das römische Zwölfafelgesetz im 5. Jhd. v. Chr.: »Qui non habet in aere, luat in cute.« Demnach stand es den Gläubigern frei, den zahlungsunfähigen Schuldner in Stücke zu schneiden, und zwar nach dem noch heute bei Metzgern beliebten *mehr oder weniger Prinzip*: »si plus minusve secuerunt, sine grande esto.« Die Gliedmaßen wurden im Hinblick auf die jeweilige Schuldsomme taxiert.¹⁵

Sogenannte Fleischpakte hat es bis ins 15. Jhd. hinein gegeben, das sind Verträge, die die »körperliche Unversehrtheit als

Pfand einsetzen zur Sicherung bestimmter Leistungen oder Unterlassungen«; »...solche Klauseln eines Vertrags – Abschneiden der Ohren, der Nase usw. – (hätten) nur dazu gedient, den Ernst und die Strenge einer Abmachung zu unterstreichen.« (113f).

Das Motiv vom Pfund Fleisch selbst, das uns im *Kaufmann von Venedig* zugleich anzieht und abstößt, läßt sich, so berichtet Sinsheimer, zurückverfolgen zu orientalischen Mythen, in denen, so liest er sie, »heilige Männer ihr Fleisch zum Opfer bringen, um das Leben einer tierischen Kreatur zu retten.« (S.97).

In der Hindu-Dichtung bsw., der Mahabharata (200 v.u.Z.), stellt ein Götterpaar einen Herrscher folgendermaßen auf die Probe: um das Leben der in eine Taube verwandelten Göttin zu retten, muß er dem Adler, dessen Gestalt der Gott angenommen hat und in der er sie »als ihm von der Natur bestimmte Beute« verfolgt, das Quantum Fleisch von seinem Leibe (seiner Brust) schenken, das die Taube aufwiegt. Diese Gabe erweist sich im nachhinein als der – ihm unbekannt – Preis für die Aufnahme in die Götterwelt. Vermutlich zuerst in byzantinischen Erzählungen tritt das Stück Fleisch an die Stelle eines Unterpfandes bei Zins- bzw. Wuchergeschäften.

Auffällig oft kehrt das Motiv der Fleischgabe in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fabeln wieder; hier verschränkt es sich zunächst mit dem der Rechtsrache, was nach Sinsheimer wegen der hier vorliegenden freiwilligen Verpflichtung auf die Zeit der Auflösung der groben Rechtsrache verweist.¹⁶

In den späteren Erzählungen kommt als weiteres Element die Liebeswerbung hinzu. An die berichtete Hindu-Dichtung erinnern sie insofern, als es (auch) darum geht, daß ein Mann einen Teil seines Leibes einem Dritten übereignen muß, will er die Gunst einer schönen Dame erwerben, was von ihm verlangt, daß er das Hindernis einer Vereinigung mit ihr beiseiteschaffe.

In der Erzählung des Fiorentino, wie dann auch in Shakespeares Drama, wird die Bürgerschaft allerdings auf eine zweite männliche kinderlose Person übertragen, die an Stelle des leichtfü-

Bigen, jugendlichen Brautwerbers ein eigen Stück Fleisch als Pfand für dessen Liebes-Glück einsetzt.

Von der Fabel in den *Gesta*, die auch Shakespeare gekannt haben dürfte, gibt es verschiedene Fassungen. Zwei davon sind mir bekannt: die eine, es ist die 195. mit dem Titel »Die Jungfrau und der Ritter«, erzählt lapidar, fast jegliche Ausschmückung und Motivierung aussparend¹⁷; die andere hat Grässe 1842 im Anhang der »Gesta« ediert. »Die Geschichte vom Kaiser Lucio« ist möglicherweise in die englischen *Gesta* aufgenommen worden.¹⁸

In dieser Fabel nun fallen die vielfältigen und komplizierten Verschiebungen und Ersetzungen des Objekts auf:

Geld – Frau(List) – magischer Brief – blutiger Schuldbrief – Frau/ (gewaltsame)Defloration – ein schweres Stück Fleisch (geschnitten ohne Blut zu vergießen) – Blutrache/Leben.

Hier nun die Fabel: Ein Ritter, der seine Liebe für die Königstochter vergeblich dem »Wind und dem Wetter ausgesetzt« hat und deshalb nunmehr sein »Gut« »aufs Spiel setzen« will, muß erfahren, daß weder seine bewegliche Habe noch sein Geld ihm den Zugang zur begehrten Frau öffnen, den sie klug mit einem magischen Schrieb versperrt. Erst das fleischliche Pfand und das mit Blut geschriebene Gelübde erlauben ihm, diesen Zugang buchstäblich zu öffnen. Der Tausch der Schriebe bzw. die Annullierung des Zaubers wird allerdings erst dadurch möglich, daß eine dritte (männliche) Person interveniert, die dem Ritter das Geheimnis der magischen Letter verrät.¹⁹

Nun ist es also an der Königstochter, die Gegengabe preiszugeben – all ihr Reichtum schützt sie nicht vor dem Begehren des Mannes. Im (erzwungenen) Liebesakt selbst entbrennt ihre Liebe zum Ritter, kraft derer er wiederum sein Gelübde bricht, sich nämlich *verliegt*.

Nun gilt es sein *Fleisch*, da der Kaufmann auf dem Wortlaut des Kontraktes besteht, der dadurch an Plausibilität gewinnt, daß der Ritter vor der dritten Pfandleihe bereits all sein Hab und Gut verloren hat, ihm also nichts geblieben ist als sein Leib. In einer der

beiden Fassungen wird die Glaubwürdigkeit noch dadurch verstärkt, daß der Kaufmann gerade soviel Fleisch schneiden will, wie das geliehene Geld wiegt. Wegen des aber offenbar beträchtlichen Gewichts würde das notwendig den Tod des Ritters zur Folge haben. Unmotiviert bleibt dagegen die Intransigenz des Kaufmanns, der nicht einmal für ein Königreich den Tod des Ritters eintauschen möchte. In der Logik der Ersetzungen jedoch ist sie notwendige Voraussetzung dafür, daß die kluge Frau den Platz des Richters einnehmen kann. Ihre Berufung auf die Rechtsrache bzw. das Talionsprinzip: »Wer eines Menschen Blut vergießt, dessen Blut soll vergossen werden« rettet das Leben des Ritters und ihrer beider Liebe. Der Kaufmann, der jedes pekuniäre Entgelt abgelehnt hat, geht leer aus.²⁰

Erst die späteren Erzählungen besetzen den Platz des Geldverleihers mit dem jüdischen Wucherer, so auch »Der Kaufmann von Venedig« des G. Fiorentino von 1378, dem Shakespeare wesentliche Züge, aber auch viele Details entlehnt hat.

Sinsheimer weist darauf hin, daß Fiorentino diese Novelle dreißig Jahre nach dem Ausbruch der Pest in Europa, für die die Juden verantwortlich gemacht und verfolgt wurden, schrieb.²¹

In der 41. Novelle aus dem »Pecorone« – die entschieden umfangreicher ist als die anderen Fabeln und entsprechend ausführlich bei den Personen und der Handlungsschilderung verweilt – wird, wie schon erwähnt, aber außerdem die Figur des Helden aufgespalten in die eines jugendlichen Glücksritters und einen, nein, *den* reichsten Kaufmann der Christenheit, der den Jüngling nach dem Tod und gemäß dem Willen seines Vaters, an Sohnes Statt aufnimmt und auch an dieses Sohnes Statt sein Fleisch als Pfand einsetzen wird. Gianetto erhält unbeschränkten Zugang zu Anselmos, des Paten, Reichtum, den er aber nicht als Quelle noch größeren Gewinns verwenden soll, sondern als Mittel, sich den Menschen wohlgefällig zu machen, welchen Wunsch zu erfüllen ihm auch mühelos überall gelingt. Auch in Belmont, dem »schönen

Hafen« einer adeligen Witwe, wohin es ihn während einer abenteuerlichen Seefahrt treibt, um ihr und ihres Landes Herr zu werden oder aber all sein, d.h. das väterliche Gut zu verlieren, »schlossen (alle) ihn in ihr Herz ein und wären's zufrieden gewesen, ihn zum Herrn zu bekommen« (S.17). Doch wie schon den Ritters gelingt es auch ihm, dem tumben Toren nicht, der List der schönen Frau, sie gibt ihm diesmal einen Schlafrunk, nicht zu erliegen. Als auch die zweite Ausfahrt: »Gewißlich ziemt es sich, daß ich sie zur Frau bekomme, anderfalls muß ich sterben« (S.23), dank seiner Unbekümmertheit scheidet, fordert ihn der Stiefvater auf, sich im Verlust einzurichten und gemeinsam mit ihm ein von nun an bescheidenes Leben zu führen. Doch Gianetto besteht auf einem eigenen Glück: »Nimmer werd ich glücklich sein, wenn ich nicht zurückgewinne, was ich verloren.« (S.31). Anselmo unterwirft sich sodann restlos dem Willen des Sohnes – er macht sich zum Unterpand von dessen Begehrt, insofern er ein Pfund Fleisch von seinem Leibe für die zur Ausfahrt notwendige Restsumme von 10 000 Dukaten einem jüdischen Geldleiher verpfändet – (wiederum) in einem förmlichen Kontrakt.

Auch die »Frau« spaltet sich in der Novelle. Nun ist es die Kammerfrau, die den Helden der schönen Frau zuführt, indem sie ihm das Geheimnis des Schlafrunkes verrät. Fast schon schadenfroh nimmt sich Gianetto die Frau und wird, was der Erzähltext mehrfach hervorhebt, Herrscher des Landes, worüber auch er seine Schuld vergißt. Der Gläubiger indes besteht wie seine nichtjüdischen Vorgänger auf der buchstäblichen Vertragserfüllung. Das Unverständliche kommentiert der Erzähler freilich so: »Ihm war jener Menschenmord lieber (als aller Reichtum), damit er sagen könne, er habe den größten Kaufmann aller Christenheit zu Tode gebracht.« (S.43).

Wie in den anderen Fassungen tritt die diesmal als Richter verkleidete Frau auf, um das Recht des Gläubigers anzufechten. Das gelingt ihr, ohne daß sie sich auf ein anderes Recht beriefe, einzig durch die spitzfindig-buchstäbliche Lektüre des Vertrags, dadurch,

daß sie ihm mit dem Tod droht für den Fall, daß er auch nur ein Gramm Fleisch zuviel schneide oder auch nur einen Tropfen Blut vergieße.

So geht der Jude leer aus. Anselmo, dem Giannetto die Kammerfrau zur Gemahlin gibt, dieser selbst und die Frau aber »lebten noch lange Zeit in Heiterkeit und Vergnügen, solange ihnen das Leben gegeben war« (S.63) – in Belmont!

Von den Veränderungen, die Shakespeare gegenüber den »Quellen« vorgenommen hat, ist nicht eine der geringsten die, daß Anselmo/Antonio von den Freuden Belmonts ebenso ausgeschlossen bleiben wird wie Shylock.

Für seine Zeitgenossen mag Antonio den *merchant adventurer* repräsentiert haben, der für seine weltweiten Handelsgeschäfte mit seinem Vermögen haftet und den das Risiko ehrt. Alles oder nichts ist der Einsatz: Riesenprofite oder völliger Bankrott. Von diesem Risiko ist im Drama allenthalben und auch aus Antonios Munde zu hören. So wirft er Shylock vor, anders als der biblische Joseph kein Risiko einzugehen, weshalb er denn auch Shylocks Versuch, Josephs trickreiche Schafvermehrung als Rechtfertigung für seine Geldgeschäfte heranzuziehen, als unsinnig, d.h. teuflisch brandmarkt.

Von den andern fordert Antonio das Risiko, will aber selbst von seinem Risiko nichts wissen, als ihm gleich zu Beginn des Dramas die Freunde seine Traurigkeit als Sorge um seine auf dem Meere treibenden Güter auslegen (I,1,40ff).

Doch was begehrt er dann, er, den keine familiären Bande stützen?

Für ihn könnte gelten, daß der Gebrauch des Geldes als allgemeinem Äquivalent den Weg öffnet zur Fülle dank einer Leere, die allererst durch die erworbenen Güter zu peuplieren wäre. Doch just diese imaginäre Fülle, um deretwillen er geschätzt und angumpft wird, scheint ihn enttäuscht zu haben. Sein Treiben ist ziellos, er verschwendet seine Güter, teilt sie mit vollen Händen aus. Doch auch seine Freigiebigkeit reißt ihn nicht aus der Traurigkeit,

von der er weiß, daß sie seine Rolle ist in diesem Stück; zu Bassanio sagt er: »Ich bin ein kranker Widder in der Herde, am geeignetsten für den Tod« (IV;1; 114f;S.129). Doch den Grund der Trauer, den weiß er nicht: uns zeigt sie jedoch, daß das, was er erwirbt, ihn nur an das erinnert, was ihm fehlt, und von dem er nicht weiß, daß es allemal verloren ist. Für ihn ist es jedoch »agalma« des anderen Namens Bassanio, um dessentwillen, so heißt es, er allein die Welt liebt (II,8,S.73). Mit dem Einsatz seines Vermögens haftet er am Begehren Bassanios, dessen Treiben ein Ziel hat, das im »Blick der Ehre steht« »Within the eyes of honour« der sein Glück (das Goldene Vließ, der »reife Wunsch«), seine Stunde (»ripe time«) benennen kann und dank Antonios Geld und des Einsatzes seiner eigenen Person in der Kästchenwahl auch zu finden vermag. Zumal auch die reiche Herrin von Belmont, anders als ihre Vorgängerinnen, keinen Zauber anwendet, sondern sich dem Wunsch des Vaters unterstellt, wenn sie den Brautwerbern die Wahl des rechten Kästchens abverlangt.

Bassanio alles versprechend, macht Antonio ihn zu seinem Schuldner, dessen Schuld er auf sich nehmen will: »My purse, my person, my extremest means lie all unlock'd to your occasion« / »Meine Börse, meine Person, meine äußersten Mittel liegen ganz unverschlossen für deine Bedürfnisse da« (I;1.138f;S.15), und: »Well goaler on, – pray God, Bassanio come to see me pay his debt, and then I care not« / »Nun, Wärter voran – gebe Gott, Bassanio möge kommen, um mich seine Schuld bezahlen zu sehen, und dann kümmert es mich nicht.« (III;4;35f;S.110).

Merkwürdig aber, daß er dann – anders als seine Vorgänger – gar nicht all sein Hab und Gut verpfändet; er schickt vielmehr Bassanio los, sich den nötigen Kredit zu verschaffen, sich und ihn in der Gewißheit wiegend, »to have it of my trust or for my sake« / »(ihn) durch meine Glaubwürdigkeit oder um meiner selbst willen zu bekommen« (I;2.185;S.17).

Nicht minder seltsam, daß Bassanio just den Wucherer Shylock aufsucht und keinen von Antonios Geschäftsfreunden.

In Shylock nun trifft Antonio auf jemanden, den er haßt und verachtet, und dies gewiß nicht zuallererst deswegen, weil er dem Kaufmann die Warengeschäfte erschwert. Hat jener doch, wie das Stück längst vor der Begegnung mit Shylock gezeigt hat, gar nicht die Güter, die ihm vonnutzen sind, sofern Shylock in seinen Augen das Geld um seines fiktiven nominellen Wertes willen erwirbt, sich zum Götzen-Diener Mammons macht, des »unfruchtbaren Metalls« – und doch ist er vielleicht jemand, der eine ihm verschlossene Befriedigung kennt.²²

Denn Shylock ist beileibe nicht nur ein reicher Wucherer, sondern auch ein angesehenes Mitglied der jüdischen Gemeinschaft; er hat da, anders als Antonio, Freunde, die ihn unterstützen, und er hat eine Tochter.

Vielleicht ist es das Zusammentreffen der Präsenz Shylocks in Venedig mit Bassanios »reifem Wunsch«, das ihr Rendezvous durch Bassanios Vermittlung herbeiführt. Will Antonio, wie Lacan im Seminar L'Angoisse sagt, mit seiner Anleihe »die Löcher des Begehrens und der Melancholie stopfen« (S.134), so trifft er da auf den Juden, der sich auskennt mit der Zahlungsbilanz. Shylock reizt nicht nur Antonios »Einfalt«, Geld gratis auszuleihen und ihm so das Geschäft zu verderben (I,3), sondern auch, daß er nichts wissen will von seinen eignen Risiken, was ihn ja schnurstracks dahin führen könnte, nicht nur auf einen Schlag seine Schiffe zu verlieren, sondern auch sein Leben. Nichts von seinen Risiken wissen heißt auch, nichts von seiner Verpflichtung wissen wollen, die Shylock nach dem Ablauf der Leihfrist immer wider aufrufen wird: »Er pflegte mich einen Wucherer zu nennen, er soll an seine Verpflichtung denken« und »Er pflegte Geld für eine christliche Gefälligkeit auszuleihen, er soll an seine Verpflichtung denken.« (III;1;40ff; S.83). Nichts weiß der Christ Antonio von der Rede des *Versammlers*: »Was du gelobt hast, zahle! besser ist, daß du nicht gelobest, als daß du gelobest und nicht zahlst.« (5;3).

Nun, da Antonio am Tag der Fälligkeit nicht zahlen kann, Pocht – wie gesagt – Shylock, wie seine »Vorgänger« auf dem

Pfand, ohne dem Dogen einen anderen Grund nennen zu können als das *Gesetz* (IV1,S.125f). Er weigert sich hartnäckig, der täuschenden Verlockung der »Gnade« zu erliegen. Und so, wie er kein Jota vom Vertrag abzuweichen bereit ist, wird er der Düpierte sein, da Portia ihn auch darin überbieten wird, wenn sie triumphiert: »Dieser Vertrag gibt dir hier kein Jota Blut« (IV; 1.302; S.141) und »wenn du mehr oder weniger nimmst als genau ein Pfund, sei es auch nur so wenig, daß es in der Substanz leichter oder schwerer davon wird, oder der Bruchteil des zwanzigsten Teils eines arm-seligen Skrupels, nein, wenn die Waagschale sich nur um Haaresbreite senkt, stirbst du, und alle deine Güter sind beschlagnahmt« (IV;1.324ff; S.143). So exekutieren letztlich die Christen an Shylock die Härte, ja übertreffen sie, die sie dem Juden vorgeworfen haben und rächen sich fürchterlich. Muß es dem Leser des Dramas dann nicht so erscheinen, als sei da, wie es in Fiorentinos Novelle über den Juden heißt: »... einer auf den Vogelfang (gegangen) und (sitze) nun ... selbst auf dem Leim«. Hat denn etwa seine Niederlage bzw. die Rache der Christen etwas zu tun mit dem ihm von Lacan unterstellten Wissen?

In Antonios Aussagen im Verlauf des Gesprächs mit Shylock, das zu dem verhängnisvollen »witzigen« Vertrag führt, spürt man ein merkwürdiges Schwanken, welches erst, so meine ich, Shylocks Wissen aufruft. Zunächst läßt sich Antonio, der wohl ahnt, daß er eine Grenze überschreitet, auf einen Handel mit Shylock ein. Doch nur Bassanio und Shylock sprechen von Antonios Bürgschaft: »Antonio shall be bound«. In dem Augenblick aber, da Shylock zu Antonio vom Zinssatz spricht, weist er jegliche Verpflichtung zurück: »Well, Shylock, shall we beholding on you?« (I;3.100;S.31), so als erkenne er plötzlich, daß er sich durch die Anerkennung der Zinsforderung dem anderen, dem Feind, so verpflichtet wie seinen Freunden. Man verwendet nämlich die gleichen Worte in Liebes- wie in Geldhändeln: »O ten times faster Venus' pigeons fly to seal love's bonds new-made, than they are wont to keep obliged faith un-

forfeited« (»Oh, zehnmal schneller fliegen Venus' Tauben, um neu geknüpfte Liebesbände zu besiegeln, als sie es zu tun pflegen, um versprochene Treue ungebrochen zu erhalten« (II;6;ff;S.61). So hört ihn auch Shylock, wenn er ihm seine Frage dergestalt zurückgibt: »Fair sir, you spet on me ... another time you call'd me dog: and for these courtesies I'll lend you thus much money?« (»Schöner Herr, Ihr habt mich ... angespuckt... ein andermal nanntet Ihr mich einen Hund: und wegen dieser Höflichkeiten will ich Euch soviel Geld leihen?« (I;3.121ff;S.33) – und wenn er ihm die Absurdität seines Anspruchs vorhält, von einem »streunenden Köter«, den man tritt und bespuckt, »aus Freundschaft« ohne Gegengabe – Geld zu begehren.

Just da spricht Antonio zum erstenmal aus, was ihm an der Zinsleihe verhaßt ist: »When did friendship take a breed for barren metal on his friend? But lend it rather to thine enemy, who, if he break, thou may'st with better face exact the penalty.« (»Wann nahm Freundschaft Abkömmlinge unfruchtbaren Metalls von ihrem Freund? ...leihe (Geld) lieber deinem Feind, daß, wenn er fällig werden sollte, du mit besserem Gesicht die Strafe fordern kannst.« (I;3.128ff; S.33). Doch jetzt drängt Shylock auf eine Verpflichtung aus freundschaftlichem Geist: »I would be friend with you, and have your love, forget the shames that you have stain'd me with, supply your present wants, and take no doit of usance for my moneys...« (»Ich würde gern Freund mit Euch sein und Eure Liebe besitzen, die Beschämungen vergessen, mit denen Ihr mich befleckt habt...und keinen Deut Zinsen für meine Gelder nehmen...« (I;3; 133ff; S.33), sondern nur »in a merry sport« (»in lustigem Spaß« »a pound of flesh« als Vertragsstrafe.

Und siehe da, Antonio läßt sich umstandslos darauf ein und sieht im Juden – anders als Bassanio, der ihn vor einem solchen Vertrag warnt – nurmehr den »gentle Jew«: »Der Hebräer wird noch Christ, er wird freundlich.« (I;3.173f).²³

Anmerkungen

- 1 S.267. Die Mitschrift, aus der ich zitiere, ist nicht autorisiert.
- 2 vgl. Lacan im Seminar II: »Jedermann weiß, daß das Geld nicht einfach dazu dient, Objekte zu kaufen, sondern daß die Preise, die in unserer Zivilisation haargenau kalkuliert sind, die Funktion haben, etwas unendlich viel Gefährlicheres zu amortisieren, als sich mit Geld bezahlen läßt, nämlich jemandem etwas zu schulden (S.259f) - amortir bedeutet auch dämpfen, mürbe machen, tilgen.
- 3 *L'Angoisse*, S.267
- 4 zitiert nach der Übersetzung von Erich Fried, in *Ordnungstraum und Widerspruchsgeist. Shakespeares »Kaufmann von Venedig«*, Berlin 1986, S.28.
- 5 *The merchant of Venice/Der Kaufmann von Venedig*, übersetzt... und herausgegeben von B. Puschmann-Nalenz, Stuttgart 1975, IV,1,173,S,145)
- 6 »Shy heißt scheu, argwöhnisch, schlau, scharf. *Lock* ist ein Verschuß, ein verschlossener Raum, eine Spelunke, eine Dieneshöhle« so G. Landauer, zitiert nach H. Sinsheimer in *Shylock. Die Geschichte einer Figur*, München 1960, S.128 - lock bedeutet auch Kunstgriff.
- 7 a.a.O., S.124
- 8 zitiert nach Fried, a.a.O., S.28
- 9 in *Wirtschaft und Gesellschaft*, zitiert nach J.Hörisch in *Dekonstruktion des Geldes*, Skript 1992, S.181
- 10 Wie fragil diese Befriedigung ist, wird z.B. sehr deutlich in Lévy Strauss' Bericht über die Tauschbeziehungen der Nambikwara-Indianer in Westbrasilien: »Zwischen den feindseligen Beziehungen und der Darbringung gegenseitiger Leistungen besteht ein Band, eine Kontinuität: die Tauschhandlungen sind friedlich beigelegte Kriege, die Kriege sind das Ergebnis unglücklicher Transaktionen... der Austausch der Bräute ist (dann) nur der Abschluß eines ununterbrochenen Prozesses gegenseitiger Gaben, durch den sich der Übergang von der Feindschaft zur Allianz, von der Furcht zum Vertrauen, von der Angst zur Freundschaft vollzieht.« a.a.O., S.127.
- 11 Als besonders unmoralisch gelten in der deutschen Öffentlichkeit vor allem Geld- oder Kreditforderungen des Staates Israel.
- 12 Sigmund Freud, GW IX, S.185
- 13 z.B. in *Die Psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung*, in: GW VIII, S.100.
- 14 Gérard Haddad, *L'enfant illégitime (sources talmudiques de la psychanalyse)*, Point Hors Ligne 1990, S.218f
- 15 andere Strafen sind Bann, Verwüstung, Quälen und Beschimpfen; im salischen und skandinavischen Recht galten Ächtung und Friedlosigkeit bzw.

- Schuldnechtschaft und, bei Arbeitsverweigerung, auch Verstümmelung oder Tod, vgl. Sinsheimer, a.a.O.
- 16 In *L'ineestimable objet de la transmission* von P. Legendre finde ich einen weiteren Hinweis auf die römische Rechtsgeschichte. Erst das spätrömische Recht (Justinian) habe eine strikte Trennung eingeführt zwischen *res* und *personae*, mit der Folge, daß Schuldforderungen und Schulden (*créances et dettes*) nuremehr in die Kategorie der »Sachen« eingeschlossen sind. Legendre verweist auf das *abandon noxal* des Sohnes durch seinen Vater, der nun nicht länger den Sohn im Falle eines durch ihn verursachten Schadens dem Geschädigten als Wiedergutmachung übereignen darf (S.27-29).
 - 17 Sie ist erschienen in der 1973 im Insel Verlag/Leipzig von W. Trillitzsch herausgegeben Sammlung der *Gesta*.
 - 18 Der Grässesche Anhang umfaßt die Erzählungen aus den Grimmschen Hss, den deutschen *Gesta* und ihrer englischen Redaktion. Die Geschichte vom *Kaiser Lucio* wurde im 12. Jhd. in Herbers *Dolopathos* aufgenommen. Druckdaten: 1473(lat.), 1498(dt), 1520(frz.), 1577(engl.).
 - 19 In einer der beiden Fassungen erbarmt sich ein Philosoph des betrogenen Liebhabers, damit der nicht sein Leben für Nichts riskiere; in der andern begibt sich der Ritter, den der Einsatz des eigenen Lebens hat taufällig werden lassen, zu einem weisen Mann, dem Hersteller des Zauberschieds, der ihn ebenfalls bereitwillig belehrt.
 - 20 In der Trillitzschen Fassung wird die Intransigenz des Kaufmanns vergolten durch die der Frau, die sich wie jener auf den Buchstaben des Vertrages beruft, in dem von Blutvergießen nichts geschrieben stehe.
 - 21 Sinsheimer berichtet aber auch von einer Ende des 16. Jhd.s in Venedig spielenden Fassung, in der nicht der Jude, sondern der Christ auf dem Pfund Fleisch vom Juden besteht, und zwar auf dessen Kastration (*Vita di Sixto Quinto v. Grogorio Leti* 1590). In einer besonders spannenden Version des ausgehenden 16. Jhd.s geht es um einen ausführlich erzählten Rechtsstreit zwischen Jude und Christ, der in die Türkei verlegt ist. Auch hier klagt der Jude auf die Einhaltung einer Verpflichtung, und zwar mit dem Hinweis darauf, daß, da das Betrügen weltweit verbreitet sei, es gelte, von Recht und Gesetz zum Schutz der sozialen Ordnung nicht im geringsten abzuweichen. Den Vorwurf der Grausamkeit kehrt er gegen die Christen, indem er auf ihre grausamen Gebräuche z.B. in Umgang mit Sklaven und Rechtsbrechern verweist. Auch er verspricht, das Pfund Fleisch dort wegzunehmen, wo es nicht schadet: »Aber was würde schon sein, wenn ich ihm seine Genitalien nähme, von denen ich glaube, daß sie genau 1 Pfund wiegen? (S.105).
 - 22 »...L'image d'une complétude qui se referme, et de ceci que le petit a, le a séparé à quoi il se suspend, peut être pour un autre la possession dont il se satisfait, la *Befriedigung*« J.Lacan, Sem.XI, S.106, dt. S.123.»

23 Welche Wahrheit verbirgt sich in Shylocks bösem Joke? Statt einer Antwort möchte ich kurz hinweisen auf den Zusammenhang der Lacanschen Anleihe. Lacan verknüpft die Thematik des Pfundes Fleisch mit dem Gesetz von Schuld und Gabe, dem Mausschen *fait social total*, der *totalen gesellschaftlichen Tatsache*.

Mauss zeigt in seiner Untersuchung des Gabentauschs, daß, wenn sich ein soziales Band herstellen soll, es immer eine Schuld zu begleichen gilt: »(D)er Austausch (funktioniert) hier in einer uneigennütigen und zugleich obligatorischen Form. (Die Tauschobjekte) sind von den Tauschenden nie vollständig losgelöst. (...) In Wirklichkeit bringt dieses Symbol des sozialen Lebens... nichts anderes zum Ausdruck als ... daß sie einander alles schulden« (Marcel Mauss, *Die Gabe*, Frankfurt 1990, S.77; Lévy Strauss schreibt z.B. von der persönlichen Bindung des Gebers an die Gabe im Zusammenhang ihrer magischen, Bund stiftenden Funktion in *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, Frankfurt 1981, S.11)»

Er wie auch Lévy Strauss unterstreichen, daß der Einsatz dieses Paktes nur ein Eignes sein kann, Objekt der Trennung und zugleich ihr Symbol. Eine Frage ist dann, was es mit der Gegenseitigkeit auf sich hat. Womöglich ist sie — auch im Gabentausch — bloßer Effekt einer sich durch ihn vollziehenden Normativierung, worauf Pierre Legendre aufmerksam gemacht hat (in *L'inestimable objet de la transmission*, S. 236f).

Für Lacan nun wird Shylock zum Träger dieses Wissens, weil »kein anderes heiliges Buch als die Bibel diese »heilige« fast »verbotene Zone« spüren lasse, in welcher die Stunde der Wahrheit evoziert wird, die wir in religiösen Begriffen als die unerbittliche Seite der Beziehung zu Gott übersetzen können, als jene göttliche Bosheit, um deretwegen wir unsre Schuld immer mit unserm Fleisch zahlen müssen. (S.267). Hier sucht Lacan auch die Quellen des antisemitischen Sentiments, insofern das jüdische Volk selbst in der Funktion des Restes subsistiert — in der Funktion dessen, was die Probe der Teilung des Felds des Anderen durch die Präsenz des Subjekts »überlebt« Lacan erinnert an die berühmten Verse Jeschajahus: »Dann fährt ein Reis auf aus dem Strunke Juschajs, ein Schößling aus seinen Wurzeln fruchtet, auf dem ruht sein Geisthauch« (Bücher der Kündigung, 11; 1ff). Daß der Bund, der Eintritt in eine symbolische Ordnung, nur zu haben ist um den Preis eines vorgängigen Verlustes erscheint Lacan als der (unhintergehbare) Punkt, den das Christentum zu mildern versucht habe. Und zwar durch die »Täuschung, die die christliche Lösung diesem irreduziblen Rapport zum Objekt des Schnittes verleiht (S.268). Unter der 'Lösung' versteht Lacan die Erlösungsdialektik, dank derer der Christ sich mit dem zu identifizieren vermag, der sich eine Zeitlang identisch gemacht hat diesem Objekt — »au déchet laissé par la vengeance divine« (ib). Ist das nicht auch die Täuschung Antonios, die es ihm so leicht macht, mit der Behauptung herumzulaufen, mehr Herz zu haben als

die anderen, namentlich der Jude Shylock, den er drum verachtet, aber auch zu opfern bereit ist?

Und warum glaubt der Christ mehr Herz zu haben als die anderen, woher diese Illusion? Beim Christen ist der Versuch, die Angst des Anderen, die Angst Gottes, zu provozieren, in der Tat zur zweiten Natur geworden (ib).

GELD ODER OPFER? Ein Kassensturz

»Der Analytiker stellt nicht in Abrede,« schreibt Freud in seinem Aufsatz »Zur Einleitung der Behandlung«, »daß Geld in erster Linie als Mittel zur Selbsterhaltung und Machtgewinnung zu betrachten ist, aber er behauptet, daß mächtige sexuelle Faktoren an der Schätzung des Geldes mitbeteiligt sind. Er kann sich dann darauf berufen, daß Geldangelegenheiten von den Kulturmenschen in ganz ähnlicher Weise behandelt werden wie sexuelle Dinge, mit derselben Zwiespältigkeit, Prüderie und Heuchelei. Er ist also von vornherein entschlossen, dabei nicht mitzutun, sondern Geldbeziehungen mit der nämlichen selbstverständlichen Aufrichtigkeit vor dem Patienten zu behandeln, zu der er ihn in Sachen des Sexuallebens erziehen will.«¹

Die Überlegungen, die ich im folgenden vortragen möchte, beziehen sich auf das, was – Freud zufolge – Geld für den Analytiker in erster Linie ist: ein »Mittel zur Selbsterhaltung und Machtgewinnung«. Ich will nicht über die Psychoanalyse des Geldes sprechen, sondern über die Finanzierung der Analyse, genauer: über die Probleme, die die Anerkennung der Neurosen als einer behandlungsbedürftigen Krankheit durch die Krankenkassen nach sich zieht. Angeregt wurde ich dazu durch zwei Vorträge, die Georg Korinthenberg auf den Kongressen in Karlsruhe und

Freiburg gehalten hat und die dort nicht den Widerhall fanden, den diese Frage verdient.

Um gleich zur Sache zu kommen: das Problem liegt, denke ich, nicht einfach darin, daß manche Leute mit einem Krankenschein zum Psychoanalytiker kommen, und daß der ihn dann auch nimmt, sondern

1. an den Bedingungen, unter denen das geschieht;
2. in dem Mißbrauch, der damit getrieben wird;
3. in der theoretischen Unklarheit, die darüber herrscht;
4. in den Wirkungen, die das zeitigt.

Ich will im folgenden die einzelnen Punkte in dieser Reihenfolge diskutieren.

1. Um eine Behandlung von einer Krankenkasse bezahlt zu bekommen, muß der Arzt einen Antrag ausfüllen, der ihm mehr abverlangt, als er nach den Regeln der analytischen Kunst sowohl geben darf als auch geben kann. Mehr als er geben darf, weil jede Mitteilung dessen, was ihm anvertraut wird, an einen Dritten gegen den analytischen Vertrag verstößt, der vom Analytiker absolute Diskretion verlangt. Man könnte dagegen einwenden, daß dann darin kein Verstoß gegen die Diskretionspflicht liegt, wenn derjenige, der seine Behandlung von seiner Krankenkasse finanziert haben will, der Weitergabe bestimmter Informationen ausdrücklich zustimmt. Das würde aber voraussetzen, daß der Betroffene den ausgefüllten Antrag zu sehen bekommt, bevor er abgeschickt wird. Dieser Forderung wird in der Praxis wohl nur in den seltensten Fällen Rechnung getragen werden. Für Kinderanalytiker ist es selbstverständlich, daß jedes Gespräch des Analytikers mit den Eltern der Einwilligung des Kindes bedarf, die es seinerseits nur geben kann, wenn es genau weiß, was ihnen mitgeteilt werden soll. Für die Analyse Erwachsener scheint diese Selbstverständlichkeit nicht zu gelten. Die kontrollierende Entmündigung, die immer mit der Vergabe sozialer Leistungen verbunden ist, kann nicht ohne Einfluß auf den Verlauf und das Ziel einer Analyse bleiben. Denn schon durch den bloßen Verwaltungsakt, der nun die Grundlage der

analytischen Arbeit darstellt, wird der Analysand in die Position eines Objektes gedrängt, über das der Analytiker mit der Krankenkasse Verhandlungen führt.

Aber nehmen wir an, der Analytiker entschließt sich, dem Betroffenen den Antrag zu zeigen, bevor er ihn zum Gutachter weiterreicht. Dann taucht sofort das nächste Problem auf, denn dieser Antrag (der nach einer bestimmten Zeit wiederholt werden muß) verlangt vom Analytiker eine Reihe von Auskünften, die er auch beim besten Wissen nach zwei »Erstinterviews« nicht geben kann: eine Diagnose wird da verlangt, ein Bericht über die psychodynamische und die interpersonelle Entwicklung des neurotischen Konflikts, die Vorgeschichte der Krankheit und ihre Verbreitung in der Familie, infantile Fixierungen und bevorzugte Abwehrmechanismen sind zu benennen, die voraussichtliche Dauer der Behandlung, ihr Ziel und ihre Erfolgsaussichten, eine Beurteilung des Charakters seines Patienten wird vom Arzt gefordert und die Beantwortung der Frage, ob dieser eine Behandlung überhaupt durchhalten wird. Vollkommen groteske Fragen, von denen jeder weiß, daß kein Mensch sie nach zwei oder drei Stunden beantworten kann, die aber beantwortet werden müssen, wenn »die Kasse« dazu Geld geben soll.

Hier stellt sich natürlich die Frage: Wie wird das von den Analytikern gehandhabt, die diese Anträge ausfüllen? Was geben sie für Antworten auf Fragen, die sie beim besten Willen nicht beantworten können und doch nicht ohne Antwort lassen dürfen, wenn der Antrag anerkannt werden soll? Und was bleibt unter diesen Bedingungen von der Forderung Freuds, daß »die analytische Beziehung auf Wahrheitsliebe (...) gegründet ist, und jeden Schein und Trug ausschließt.«²

2. Aber auch, wenn sich das klären ließe, stellt sich ein weiteres Problem, das, wie mir scheint, unlösbar ist: Wem soll das Recht zugestanden werden, seinen Gang zum Analytiker von einer Krankenkasse bezahlen zu lassen? Die Antwort scheint zunächst

natürlich ganz einfach: alle, die an einer Krankheit leiden, die durch eine analytische Therapie gelindert werden kann. Die Frage ist dabei nur: Wer ist krank zu bezeichnen? Oder: Was ist eine Krankheit?

Drei Diskurse stoßen hier aufeinander, die nicht miteinander kompatibel sind: der juristische, der medizinische und der analytische.

Ich kann dieser spannenden Frage hier leider nicht mit der Gründlichkeit nachgehen, die sie verdient und will nur zur Illustration ein paar Sätze aus einem rechtswissenschaftlichen Gutachten anführen, das die »Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie« 1978 in Auftrag gegeben hat:

»Zusammenfassend läßt sich nach dem heutigen Stand der Rechtsprechung und der Literatur unter Krankheit im Sinne des § 182 Abs.1 RVO ein objektiv faßbarer regelwidriger Zustand des Körpers, des Geistes oder der Seele verstehen, der eine Heilbehandlung erforderlich macht.«³

Man sieht hier sofort, zu welchen Problemen das führt: wenn es einen Rechtsanspruch auf die bezahlte Behandlung von Krankheiten geben soll, dann muß der Begriff der Krankheit justizierbar sein und folglich formalisiert werden. Wenn man ihn aber formalisiert, landet man in einer schönen Tautologie: eine Behandlung ist erforderlich, wenn eine Krankheit vorliegt, und eine Krankheit liegt vor, wenn eine Behandlung erforderlich ist. Immerhin wird der logischen Endlosschleife dieser Bestimmung wenigstens scheinbar ein Riegel vorgeschoben durch die Forderung, den Ansprüchen müsse etwas »objektiv Faßbares« zugrundeliegen. Das heißt, im Zweifelsfall muß da etwas sein, das sich zeigen läßt.

Um allerdings die Behandlungsbedürftigkeit »psychischer Störungen« zu begründen, muß diese Forderung objektiver Faßbarkeit natürlich aufgegeben werden. Folgerichtig liest man daher wenig später, daß es »durchaus möglich (ist), daß im medizinischen Sinne eine Krankheit vorliegt, ohne daß dieser Zustand als Krankheit iSd § 182 Abs. 1 RVO – mit den entsprechenden Leistungsfolgen

angesehen werden kann und umgekehrt der Versicherungsfall einer Krankheit eintritt, obwohl eine Krankheit im medizinischen Sinne nicht gegeben ist. Auf diese Diskrepanz wird nachfolgend im Rahmen der Erörterung psychischer Störungen zurückzukommen sein.«⁴

Um den versicherungsrechtlichen Status behandlungsbedürftiger psychischer Störungen zu bestimmen, muß der tautologische Krankheitsbegriff noch einmal paradoxal überboten werden: Die psychische Störung ist, juristisch gesehen, eine Krankheit, die es nicht gibt, deren Behandlung aber gleichwohl von den Kassen bezahlt werden muß. Mit dieser schönen Paradoxie kann vielleicht ein Analytiker leben, aber bestimmt kein Jurist, der auf einen Rechtsanspruch eine rechtlich fundierte Antwort geben muß.

Der vieldeutige Signifikant, der einen Anspruch an die Krankenkassen auch dort begründen soll, wo keine eigentliche Krankheit vorliegt, heißt »Krankheitswert«⁵. Dieser Signifikant drückt ein subjektives Befinden aus, das sich praktisch jeder sachlichen Überprüfung entzieht und daher im strengen Sinn nicht justizabel ist. Anders gesagt: es gibt keine rechtliche Handhabe, diesen Anspruch als sachlich unbegründet zurückzuweisen. Ein Anspruch, der nicht zurückgewiesen werden kann, ist aber, logisch gesehen, gar kein Anspruch mehr, sondern ein Recht.

Lange Zeit war das Bundessozialgericht nicht bereit, »Neurosen als Krankheiten anzuerkennen, zumal es davon ausging, daß bei diesen Leiden meistens der Einfluß von Wunschvorstellungen eine große Rolle spiele, die jedoch steuerbar seien und nicht die Versichertengemeinschaft belasten dürften.«⁶ Erst 1958 wurde die bis dahin geltende Rechtsauffassung revidiert, die »viele Mediziner veranlaßt (hat), die Neurose mit anderen Krankheitsbezeichnungen zu kaschieren, um ihren Patienten der erforderlichen und von der Kasse getragenen Behandlung zuzuführen.«⁷

Dieser ärztliche Brauch, der offenbar den Status eines Gewohnheitsrechtes hat, führt uns zum Kern des Problems: es liegt darin, daß der rechtlich nicht bestreitbare Anspruch des Patienten

hier auf das Begehren seines Arztes stößt, der ja nicht selbstlos helfen, sondern Geld verdienen will. Aus welchem Grund sollte er Leute wieder wegschicken, die zu ihm gekommen sind?

Es ist ein offenes Geheimnis, daß viele eine »Analyse auf Krankenschein« machen, die man in keinem denkbaren Sinn als krank bezeichnen kann und die das von sich selbst auch nicht behaupten würden. Ihr Analytiker hat das dann irgendwie gerichtet, irgendwas »aufgeschrieben«, egal was, und die Sache läuft. Eine Hand wäscht da die andere: der Analytiker findet sein Auskommen und sein Patient bekommt, was er will, also nicht unbedingt eine Analyse.

Die praktische Geschäftsgrundlage dieser Beziehung ist – objektiv betrachtet – also ein Versicherungsbetrug; ein Umstand, der kaum ohne Folgen bleiben kann für den Verlauf eines Unternehmens, das unter diesen Bedingungen wenig Aussicht hat, eine Analyse zu werden. Die Kur wird dadurch von Anfang an zu einem zweideutigen Unterfangen: einerseits ist sie dann etwas, das der Analytiker einem »besorgt«, eine Gabe, die ihn allerdings nichts kostet, jedenfalls nicht materielles; andererseits wird er schließlich dafür bezahlt, so daß man ihm auch einiges zumuten kann. Wenn die Analyse eine Gabe wird, ein Geschenk von existenzieller Bedeutung für das Subjekt, dann nimmt der Analytiker in der Analyse tatsächlich die Position des Vaters ein, mehr noch: die des Herrn. Wie soll unter diesen Umständen die Übertragung analysiert werden?

Ich zweifle nicht daran, daß das ein Stück weit möglich sein wird, aber wie soll das enden?

Selbstverständlich ist nicht jeder Analytiker, der bei den Kassen abrechnet, von vornherein als ein Betrüger anzusehen. Aber ich kenne doch eine Menge Leute, von denen ich weiß, daß sie keine große Schwierigkeit dabei hatten, einen Analytiker zu finden, der sich auf diese Praxis einläßt, und auf der anderen Seite kenne ich viele, die keinen Analytiker finden, obwohl – oder vielleicht gerade weil – die gesetzlichen Bestimmungen der Kassenfinanzierung

in ihrem Fall zweifellos gegeben sind. Die Behauptung, die Kassenregelung würde vor allem dazu dienen, denjenigen die Möglichkeiten der Analyse zu eröffnen, die sie »wirklich brauchen«, sie aber nie bezahlen könnten, ist jedenfalls nicht sehr glaubwürdig. Auf jeden Fall wäre sie einmal empirisch zu überprüfen.

3. Aber nehmen wir an, auch diese Probleme wären lösbar.

Man müßte dann streng zwischen »Psychoanalyse« und »Psychotherapie« unterscheiden: in der Analyse, die man selbst bezahlt, dreht sich alles um das Begehren, im Mittelpunkt der Psychotherapie, für die die Kassen aufkommt, stünde dagegen das Symptom. Nicht jeder, der sich einer Analyse unterziehen will, wird an gravierenden Symptomen leiden; nicht jeder, der an seinen Symptomen leidet, wird eine Analyse machen wollen. Natürlich kann man jedem, der seiner Symptome wegen Hilfe sucht, nur wünschen, daß er dabei an einen Analytiker gerät; nicht zuletzt, weil er dann die Chance hätte, von der Behandlung seines Symptoms zur Analyse seines Begehrens überzugehen. In der Praxis stellt sich diese einfache Unterscheidung natürlich als ein verwickelter Zusammenhang dar, den man nicht einfach einem simplifizierenden Schematismus unterwerfen kann, aber ich bin sicher, daß jeder Analytiker in jedem einzelnen Fall genau weiß, wann er von einer Behandlung des Symptoms zur Analyse des Begehrens übergeht – oder dazu übergehen könnte. Die Ethik seiner Profession würde von ihm verlangen, von diesem Moment an auf die Bezahlung der weiteren Arbeit durch die Krankenkassen zu verzichten.

Tatsächlich werden hier ja auch Unterscheidungen getroffen, allerdings in einer unzureichenden Weise: Die Unterscheidung von »analytischer Psychotherapie«, »therapeutischer Analyse« und »Lehranalyse« benennt zwar das Problem, um das es hier geht, aber sie verschleiert es zugleich, weil sie gerade nicht auf sachhaltigen Kriterien beruht, sondern auf den formalen Strukturen einer institutionalisierten Praxis, d.h. auf einem bloßen Verwaltungsakt. Eine Klärung der drängenden Fragen, die durch diese Praxis erst

entstanden sind, läßt sich auf dieser Grundlage nicht erreichen, im Gegenteil: es scheint so, als bliebe unter diesen Umständen die Erfahrung der Psychoanalyse unter dem Titel der »Lehranalyse« ausschließlich denjenigen vorbehalten, die sie einmal ausüben wollen, während alle anderen sich mit »analytischer Psychotherapie« zufrieden geben müssen. Über diesen Unterschied von »Lehranalyse« und »analytischer Psychotherapie« lassen die meisten Analytiker ihre Klienten offenbar im Unklaren: ich habe noch niemanden getroffen, der von sich sagte, er würde eine »analytische Psychotherapie« auf Krankenschein machen, alle sagen, sie machten eine Analyse. Diese Täuschung wirkt auf den analytischen Diskurs zurück, denn die »analytische Psychotherapie« fungiert ja inzwischen als empirische Grundlage der theoretischen Debatten, denen auf diese Weise die wesentliche Dimension der analytischen Erfahrung gerade verloren geht. Was davon bleibt ist der Signifikant »Psychoanalyse«, dem niemand mehr einen rechten Sinn zu geben weiß und der dann nur noch als ein »Label« funktioniert, unter dem auf die eine oder andere Weise sein Geld verdienen kann.

Die Schwierigkeiten, hier klar zu sehen, rühren nicht zuletzt von einer schlechten Gewohnheit her, auf die Freud im Nachwort zur »Frage der Laienanalyse« aufmerksam macht:

»Aus praktischen Gründen haben wir, auch für unsere Publikationen, die Gewohnheit angenommen, eine ärztliche Analyse von den Anwendungen der Analyse zu scheiden. Das ist nicht korrekt. In Wirklichkeit verläuft die Scheidungsgrenze zwischen der wissenschaftlichen Psychoanalyse und ihren Anwendungen auf medizinischem und nichtmedizinischem Gebiet.«⁸

Dieser Satz ist sicher interpretationsbedürftig: Was heißt »wissenschaftliche Psychoanalyse« und was soll man unter »ihren Anwendungen« zu verstehen? Vielleicht sind diese Ausdrücke nicht ganz glücklich gewählt, aber die strukturelle Unterscheidung, die Freud hier trifft, ist wesentlich und hilfreich. Die Psychoanalyse ist nichts, was man »macht«, sie ist nicht eine bestimmte Praxis, keine therapeutische Methode, auch nicht die Kur, sondern etwas, das zur

»Anwendung« kommen kann, und zwar auf den verschiedensten Gebieten, zum Beispiel dem der Medizin, der Pädagogik, der Sozialarbeit, der Ethnologie oder der Literaturwissenschaft.

Das Problem der »Kassenanalyse« stellt sich, wenn man diese Unterscheidung trifft, in einer anderen Weise, als es gewöhnlich der Fall ist: es geht dann nicht um den Gegensatz vom »Wesen der Analyse« und der »Sicherung der beruflichen Existenz«, sondern um die Frage, wie die Psychoanalyse in den unterschiedlichen Feldern zum Tragen kommen kann, z.B. in einer kassenärztlichen Praxis. Es geht dabei vielleicht weniger um die Frage der »Anwendung« einer »Wissenschaft«, als um die Wirkungen, die ein Diskurs auf das Hören und auf das Sprechen von jemandem haben kann, der es beruflich mit dem Begehren des Anderen zu tun bekommt.

Ich muß es dabei lassen, um mich noch kurz dem vierten Punkt meiner Aufzählung zuwenden zu können.

4. Ich glaube nicht, daß dem Versuch, das Problem der »Kassenanalyse« in der Weise aufzuhellen, wie ich es gerade vorgeschlagen habe, großer Erfolg beschieden sein wird, bestimmt nicht in naher Zukunft, für die eher Gegenteiliges befürchten ist. Man darf den Erwerbstrieb nicht unterschätzen, und mit dem Label »Psychoanalyse« kann man nicht nur sein Auskommen finden, das macht auch ganz schön was her: ich glaube, kein moderner Beruf ist mit einer so schillernden Aura umgeben, wie der des Psychoanalytikers.

Man wird mit dem status quo leben müssen, was nicht heilen muß, vor ihm zu resignieren. Es wird also auch weiterhin Psychotherapien geben, die als Analysen ausgegeben werden, und das hat auch für diejenigen Folgen, die dabei entweder nicht mitmachen wollen oder es nicht können, weil sie weder Ärzte noch klinische Psychologen sind.

Es geht dabei natürlich nicht zuletzt ums Geld:

Was geschieht, wenn jemand eine analytische Praxis unterhält, ohne sich dabei auf die Krankenkassen zu stützen, von denen jedermann »weiß«, daß sie Analysen bezahlen? Er wird dann verlangen, daß die Sitzungen bei ihm privat bezahlt werden, und er wird vielleicht nicht den Betrag fordern können, den die Kassen erstatten.

Warum sollte jemand, der eine Analyse machen will, sie nicht von der Krankenkasse bezahlen lassen wie alle anderen auch? Ich glaube, die Krankenkassen bezahlen zur Zeit bis zu 400 Stunden à 120 Mark, das sind immerhin 48 000 Mark: warum sollte jemand diese Summe freiwillig aus eigener Tasche aufbringen, wenn er die Möglichkeit hat, sie von seiner Krankenkasse ersetzt zu bekommen? Was muß ein Analytiker, der keine Heilung verspricht, unternehmen, damit sich jemand auf eigene Kosten bei ihm einer Analyse seines Begehrens unterzieht?

Und warum sollte andererseits jemand, der seinen Lebensunterhalt durch die Ausübung der Analyse bestreiten will, auf die sicheren Einkünfte verzichten, die die Kassen ihm bieten, sofern er Arzt oder Psychologe ist? Oder: warum sollte jemand, der einem einträglichen Broterwerb nachgehen könnte, sich auf das waghalsige und unsichere Geschäft einer freien analytischen Praxis einlassen?

Diese Fragen stellen sich noch dringlicher, wenn man sich die Entsagungen vor Augen führt, die die analytische Praxis gerade von denen fordert, die sie ernst nehmen: warum oder wofür sollte jemand das alles auf sich nehmen?

Finanzielle Opfer und libidinöse Entsagungen nimmt kein Mensch für nichts auf sich: das rührt an die Register des Religiösen, des Masochismus und des Fanatischen.

Von welchem Begehren wird unter diesen Bedingungen die Ausübung der Analyse getragen?

Anmerkungen

- ¹ Sigmund Freud: Zur Einleitung der Behandlung, StA EB, S. 191
- ² ders.: Die endliche und die unendliche Analyse, StA EB, S. 387f
- ³ Freitag, Hans Otto/ Heiland, Claus Peter: Rechtswissenschaftliches Gutachten: Zur psychologischen Behandlung durch nicht-ärztliche Psychotherapeuten, Tübingen/Köln 1978, S. 52
- ⁴ ebd., S. 53
- ⁵ ebd., S. 56
- ⁶ ebd., S. 55
- ⁷ ebd., S. 55
- ⁸ ders: Nachwort zur 'Frage der Laienanalyse', StA EB, S. 348

Jean-Luc Evard

Die Geldmünze ist kein Symbol

Quer zu der allgemein vertretenen Ansicht, Geld sei eine wie auch immer geartete symbolische Einrichtung, möchte ich meinen Überlegungen über das Motiv Geld eine Anekdote voranstellen.

1981, im Amsterdamer Verlagshaus Da Costa, veröffentlicht ein gewisser Juan J. Angus ein Buch, das aus 2 Seiten besteht und dessen Auflage 20 Exemplare bezieht. Die eine Seite ist ein echter fünfzig Dollar-Schein, die andere Seite ist ein Spiegel, in dem sich der Schein widerspiegeln kann. Titel des Buches: *One hundred Dollars*, hundert Dollar. Und dieses Buch wird verkauft. Preis: hundert Dollar.¹

Diese Geschichte macht zweifelsohne jeden Kommentar überflüssig. Sie genügt sich. Und dennoch gönne ich es mir, sie in unserem Zusammenhang als Einwand zu verwenden, nämlich sie als Frage an jene Anwender der allgemeinen Zeichenlehre zurückzugeben, die über die berüchtigte Dialektik des *signifiant* und des *signifié* hinaus immer wieder auf das ominöse Bestehen einer Substanz zurückgreifen. Dieser rätselhaften Substanz sollten es der Zeichenlehre zufolge die Zeichen verdanken, in ihrer genuinen doppelten Erscheinungsform *signifiant* und *signifié*, zu erscheinen. Unter jenen Anwendern der Zeichenlehre steht bekanntlich de Saussure an

erster Stelle, der mit seiner berühmten numismatischen Reduktion des geschriebenen Sprachzeichens bzw. Wortes die Brücke schlug, die Marx und Freud als Erforscher einer nicht-metaphysischen, wohl aber semiotischen Substanz später verband. »Arbeit« heißt diese Substanz bei Marx, »Trieb« bei Freud. Und wenn wir uns nun von diesen Gemeinplätzen abwenden, fallen uns mühelos weitere Namen ein, mit denen sich weitere Versuche verbinden lassen, das Geld als Inbegriff des Sozialen zu überdenken. So bei G. Simmel, bei K. Polanyi, bei M. Mauss. Und für bestimmte zeitgenössische Wirtschaftstheoretiker besteht darüber kein Zweifel, daß das Geld als historisch verselbständigte Grundform des Tauschverhältnisses bald ein Gewesenes sein wird. Als elektronisches Geld soll das Geld demnächst in den grauen Bereich der multifunktionellen Zeichen geraten, ich verweise auf den Beitrag Charles Goldfingers, »la Géofinance«². Bald ist die Welt nicht mehr verdinglicht, sondern regelrecht verzeichnet.

Es ist aber hier nicht der Ort, über die merkwürdige Zukunft des Zeichens »Geld« mit wirtschaftlichen oder soziologischen Argumenten herumzuklügeln. Vielversprechender scheint es mir, den Witz Juan J. Angus auf eine andere Frage zu übertragen, die G. Simmel hätte aufwerfen können, indem er sich immerhin darum bemühte, die Zeichen des Sozialen gegen jeden Substantialismus begrifflich zu machen. Auf eine kurze Formel gebracht, lautet die Frage: aus welchen Gründen müssen die Menschen für die Erhaltung ihrer Verhältnisse und Einrichtungen mit Medien und Mitteln sorgen, die ihnen, den Menschen, diese Verhältnisse nicht wenig verschleiert? Warum kostet es uns soviel Mühe, uns einzurichten, uns zu zivilisieren, daß wir bestimmte Institutionen wie eben das Geld immer wieder hypostasieren müssen? Zwar mutet solche Frage fürchterlich trivial an. Nichts desto trotz läßt sie uns, wie man weiß, keine Ruhe. Um so weniger, daß dann und wann ein gewiefter Geist à la Juan Angus das mythisch Triviale sprengt und auf das Nichts zeigt, das nicht einmal versteckt hinter dem Trivialen und dem Ba-

nen steht. In dieser dadaistischen Verschmelzung von Schein, Anschein, Erscheinung, Widerspiegelung und Selbstauflösung schimmert eine bittere Wahrheit durch: würden wir die Zeichen des Sozialen häufiger einem Spiegel gegenüberstellen, so würden wir uns den Umweg, den Holzweg ersparen, der zur Fata Morgana und zu gewalttätigem Streit führt.

Ich weiß, man wird mir einwenden, solcher Gedanke sei bestenfalls märchenhaft, schlimmstenfalls utopisch, allemal unseriös. Ich gebe es zu: die Parabel mit dem Spiegel läßt sich in unzähligen, mehr oder weniger mythischen Erzählungen wiederfinden. Ich füge aber hinzu: nehmen wir das moralisierende Moment dieses Topos beim Wort und fragen wir uns, was wohl passieren würde, wenn wir das Geld nicht mehr als ein Symbol, sondern als einen allerdings angebrochenen Spiegel wahrnehmen würden. Der Gedanke mutet bereits seriöser an, denn wir wissen, was ursprünglich ein Symbol, altgriechisch gesprochen: ein *symbolon* gewesen ist, nämlich eine Münze, die man so zweigeteilt hatte, daß sich die Ränder, wenn man sie wieder zueinander führte, als die der ursprünglichen, also der echten Münze eigensten Ränder erwiesen. Die Wiederherstellung der zu verschiedenen kommunikativen Zwecken gebrochenen Münze machte aus dem *symbolon*, also aus dem geteilten, aber ursprünglich vollkommenen Ding das, was es zunächst einmal gewesen war, nämlich ein schlichtes Ding. Ein Symbol ist somit eine gebrochene Wahrheit. Erst als zweigeteiltes Ding wurde jeweils solches Ding zum »Spiegel«, d.h. zum Zeichen einer geistigen Handlung, die sich in die Materie fortschreiben wollte. Deshalb dürfen wir uns ohne moralische Sentimentalität den Spiegel als Zeichen der Zeichen vorstellen: indem ein Spiegel die Dinge, vor allem die Menschen, auf eine wahrhaft zauberhafte Art zweiteilt bzw. sie vervielfacht, so können wir jede Widerspiegelung als eine zauberhafte Erscheinung des eigentlich Symbolischen begreifen. Dabei ist es allerdings wichtig zu betonen, daß sich dieses Verhältnis des Symbols zu dem Spiegel nicht umkehren läßt: hinter

jedem Symbol steht ein Spiegel, hinter dem Spiegel steht aber nichts, genauer gesprochen: hinter dem Spiegel steht das Nichts, nämlich eine geistige Handlung. Daher zeigt man sich dem Symbolischen freilich nicht gewachsen, sobald man danach trachtet, es auf eine anthropologische Gesetzmäßigkeit erneut zurückzuführen. Im Kontext der späteren Auseinandersetzungen um die Tragweite des sogenannten strukturalistischen Ansatzes ist übrigens dieser Sachverhalt zumindest einem Autor nicht entgangen, ich meine J. Baudrillard, der in seinem Buch »l'Echange symbolique et la Mort« die Einführung des Symbolischen in das interpretatorische Instrumentarium der französischen 60er und 70er Jahre schärfstens ablehnt. Ähnliches ließe sich auch in der Debatte Ricoeur/Lévi-Strauss wiederfinden.

Wie ließe sich aber der Erkenntnisgewinn einschätzen, der sich zu ergeben scheint, wenn wir das Symbolische auf eine immer revidierbare, immer verfügbare Konstruktion zurückführen? Aus der Parabel der Widerspiegelung zeichnen sich mehrere Ansätze ab:

1. Selbstverständlich ist das Symbolische *nicht* verfügbar. Das Gegenteil zu behaupten würde unmittelbar ins Manipulative führen, d.h. in den Bereich der Dummheit *sans phrases*.

2. Dennoch ist das Symbolische ein Konstrukt, nicht minder und nicht mehr als ein Spiegel, den man ja aus verschiedenen Teilen und Stoffen herstellt, wobei kein Artefakt entsteht: sondern die naturhafte Widerspiegelung der Elemente ineinander wird bloß geschärft und fokussiert. Narziß sieht und begehrt sich im widerspiegelnden Wasser, in Narziß begehren sich Leib und Wasser, also neigt Kosmisches zu Kosmischem. Im Gelde begehren sich je Dinge und Menschen. Die heikle Frage ist eher: wie lange, wie intensiv würden Dinge und Menschen einander begehren, wenn sich ihre kosmischen Verwandtschaften nur trüb widerspiegeln würden, wenn kein Spiegel-Symbol vorhanden wäre, in dem die Zur-Schau-Stellung des obskuren Begehrten zustandezukommen vermag? Ist nicht das Geld, ob Münze oder Scheck, das optische Moment unter-

schwelliger Affekte und Regungen, die sonst ohne den aufgestellten Spiegel der Reichtümer und des Mangels viel mehr als eine naturhafte Angelegenheit, jedoch viel weniger als ein soziales Verhältnis in Erscheinung treten würden?

3. Obskur wird das Objekt des Begehrens erst recht, wenn man z.B. mit Lacan das Zeichen Geld als einen der vielen Geltungsbereiche des Unbewußten einordnet, sofern das Unbewußte wie eine bzw. wie die Sprache bzw. wie das Sprechen strukturiert sei. Denn wir werden nie wissen, inwiefern die Sprache und das Sprechen ein Vorgegebenes und/oder ein Artefakt sind. Vieles spricht dafür, daß sie beides sind. Nichts kann uns aber dazu helfen, hierbei das Symbolische bzw. das Konstruierte einerseits und andererseits das Zeitlose der symbolischen Handlungen voneinander zu trennen. Mit anderen Worten: wir können noch nicht darüber entscheiden, ob Narziß, der wahre Ahnherr des Sozialen, als Einrichtung einer verzerrenden und erkenntnisträchtigen Widerspiegelung des eigenen Daseins, ob Narziß also als sine qua non dieses Daseins eingestuft oder aber als reflektierte und damit auch als auf Abruf gestellte Allegorie einer historisch begrenzten Kulturentwicklung zur Geltung gebracht werden soll.

4. Abschließend möchte ich noch den Ansatz umreißen, der uns m. E. von den Täuschungen befreien könnte, die sich unabänderlich ergeben, wenn wir das Symbolische im Fahrwasser der Substanzen und der Emanationen erstarren lassen und es, widersprüchlich genug, zu einer immanenten Hypostase erheben. Die Theorie bewegt sich nämlich zwischen zwei Grenzbereichen: einerseits stellt sie fest, daß jedem sozialen, d.h. zwischenmenschlichen Verhältnis lauter Fetische zugrundeliegen, die das Dasein vor der angeblichen Angst um seinetwillen zu schützen vermögen; andererseits stellt die Theorie auch fest, daß diese Fetische stets gewechselt werden, daß sie sich ablösen, gar bekämpfen, bekriegen, als wäre schließlich der zunächst als sine qua non des Sozialen gerühmte Fetisch doch keine Lösung, geschweige denn eine Dauerlösung. Es brechen immer wieder Aufstände aus, denen bestimmte Fetische

zum Opfer fallen und denen neue Fetische entwachsen. Aber zwischen der Abschaffung eines alten Fetisch und der Herstellung des kommenden Fetisches vergehen immer einige Stunden, womöglich einige Tage. Und gerade diese Zwischenzeit, gerade diese sistierte Zeit des Sozialen, wie sie Moses widerfuhr, als er den Berg Sinai herabstieg und zu seinem um das goldene Kalb tanzende Volk zurückkehrte, diese Zwischenzeit des Sozialen ohne Fetisch, wie sie dem Christus Dostojewskis widerfuhr, als er vor dem Großen Inquisitor *redivivus* stand, gerade diese stets bevorstehende zeitlose Zwischenzeit des Menschen ohne Spiegel lohnt ernsthaft und konsequent ins Bewußtsein gebracht und in ihm festgehalten zu werden. Gilt das Geld als das demokratische Hauptmedium der sich selbst beherrschenden Gemeinschaft und ist deshalb das Geld die Hypostase jedweder Gemeinschaft, so dürfte die sistierte Zeit der Gesetzgebung als die Ekstase derselben eingestuft werden. In dem *kairos* dieser Ekstase muß die aufbegehrende Gemeinschaft des Begehrens den Abgrund wahrnehmen, der sie von ihrer möglichen Gesellschaftswerdung trennt. Dem goldenen Kalb der Gemeinschaft steht das Gesetz als Versprechung zur Gesellschaft gegenüber. Wenn aber die Zeit des Gesetzes ankommt, und diese Zeit kommt in jedem Augenblick an, wir schauen sie an, sooft wir alinen, wie eng Eros und Thanatos, das Begehren und der Tod verbunden sind, wenn die Zeit des Gesetzes ankommt, dann müssen wir begreifen, daß das Geld als verzerrender Spiegel der Ekstase zwar die Zirkulation der Dinge und der Menschen vermittelt, daß aber als *symbolon* das Geld für eine gebrochene Wahrheit steht. »Gesetz« ist der offenbare und offenbarte Name dieser Wahrheit. Sie offenbart sich als gebrochen und sie bricht, sie »spaltet« den und die, dem und der sie sich offenbart. Er und sie stehen »vor dem Gesetz« – Ekstase heißt die Zeit, die ankommt, wenn er und sie die Verwandlungen überstehen, die ihn und sie nach dem Gesetz erwarten, in dem gelobten Land, in dem er und sie es lernen, das Begehren nicht mehr zu begehren, sondern sich mit ihm zu einigen. Dafür ist kein Spiegel nötig.

...nach dem Gesetz? Vor dem Gesetz, so heißt bei Kafka die bekannte Parabel des Torhüters, der das »Tor zum Gesetz« zuschließt, nachdem der Wartende jahrelang vergeblich auf den »Eintritt in das Gesetz« gewartet hat und nun vor diesem Tor, d.h. angesichts dieses Tors entschläft. Ohne auf die für mich überzeugungsträchtigste Auslegung der Parabel Kafkas einzugehen, ohne also jetzt schon Gründe zu liefern, warum der vor dem Tor des Gesetzes Wartende eben wartend das Tor schon hinter sich gelassen hat und warum sich hinter dem von Kafka geschriebenen »Vor« (dem Gesetz) ein esoterisches »Nach« (dem Gesetz) verbirgt, soll in diesem Zusammenhang nur auf eines, nämlich auf das seltsame Wechselspiel der topographischen Beziehungen hingewiesen werden, die unseren Gegenstand offensichtlich bestimmen. Eingangsstießen wir bereits auf die jeweiligen Raumverhältnisse des Spiegels, des Spiegelbildes, des widerspiegelten Gegenstandes und des Nichts sowie auf die entsprechenden Versuche seitens der Zeichenlehre, aus ähnlichen Raumverhältnissen auf die denkbar plausibelste Rangordnung des *signifié* und des *signifiant* zu schließen. So auch, als wir daran erinnerten, daß ein Symbol nichts ist als die veränderte Wiedererscheinung eines einst ungeteilten Dinges oder aber die Ersterscheinung eines noch ungeteilten, jedoch bald geteilten Dinges. Allein die allerdings unentbehrliche Widerspiegelung aller Dinge, ob in der Einbildungskraft oder aber in den Einrichtungen des sozialen Verkehrs, vereitelt jeden Versuch, in diesem Wechselspiel der Raum- und Zeitverhältnisse eine unitarische Ordnung zu erkennen: Raumverhältnisse verwandeln in sich in Zeitverhältnisse und umgekehrt. Daher dürfen die wildesten Hypothesen als die fruchtbarsten erwogen werden, sofern die Regeln des analogischen Denkens strengstens beachtet werden; so wie nichts und das Nichts hinter dem Spiegel steht, vor dem ich stehe, so kommt das Vor des Gesetzes, »vor« dem ich Sterblicher stehe, dem Nach des Gesetzes gleich, welches gegeben wurde, bevor ich zur Welt kam, bevor die Welt zu mir kam. Einen anderen analogischen Schluß gibt es nicht, es sei denn, man behauptet, es gebe das Gesetz nicht. Denn was

mich dazu führt, aus meinem Dasein auf ein Gesetz zu schließen, das erst als *das* Gesetz eigene Geltung erlangt, ist ein und dasselbe, was mich dazu führt, von meinem Spiegelbild auf jenes zu schließen, das Ich heißt. Daß es kein Gesetz gibt, ist selbstverständlich mehr als ein zulässiger Schluß. Was wird aber dann aus dem seinerseits nicht zu leugnenden Spiegelbild? Jenes »Ich«, das weder »vor« noch »hinter« dem Spiegel in Erscheinung tritt, darf nur noch eines sein, nämlich das vorübergehend abgeschnittene und deswegen hypostasierte Erscheinungsbild jenes virtuellen Wesens, das sich selbst in gar keiner Weise reflektieren kann und deswegen zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft hin und her irrt. Daß die sistierte Zeit und der aufgehobene Raum der Gesetzgebung als Ekstase ins Bewußtsein gebracht werden können, hängt wohl damit zusammen, daß das einsame Selbstverhältnis des institutionalisierten Subjektes, das wir »Wir« heißen, auflösend aufeinander wirkt.

Verdankt sich übrigens nicht die langwierige Faszination, die der *Moses* Michelangelos auf Freud ausgeübt hat, der von Freud selbst aufgedeckten Tatsache, daß der Prophet, indem er den sich entfachenden Zorn über das eigene Volk nur mühsam beherrscht, das Unbeschreibliche zu spüren vermag, das zwischen Hypostase und Ekstase, zwischen Gesetzlosigkeit und Gesetzgebung, zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft, kurzum: zwischen sich und sich, aufblitzt und entschwindet? Nachdem Moses tagelang vor dem Tor des Gesetzes gesessen hat, kehrt er zum Menschen zurück. Fassungslos muß er zusehen, was sich die Sterblichen ohne das Gesetz einfallen lassen. Auf einmal erscheint ihm die Welt, wie sie gewesen sein wird, nachdem und bevor das Gesetz gegeben wurde.

Anmerkungen

- 1 Die Anekdote verdanke ich dem französischen Schriftsteller und Professor für Ästhetik Gilbert Lascaux, »Papiers qui font monnaie«, in *Traverses* 27–28, Mai 1983.
- 2 Ch. Goldfinger, *la Géofinance*, Paris, le Seuil, 1986.

Hans-Werner Lehmann

»Als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären!«

Anmerkungen zu Lessings »Minna von Barnhelm«

Meine Damen und Herren!

Wenn Ihnen der Titel, unter den ich meine Anmerkungen zu Lessings Drama gestellt habe, etwas provozierend oder zweideutig in den Ohren klingt, so hören Sie gewiß etwas Richtiges. Mich hat jener »Klang« jedenfalls neugierig gemacht und läßt mich heute zu Ihnen über diese Komödie sprechen. Dieser Satz, den Lessing seine *Minna* sagen läßt, ist mir früher nie aufgefallen, ich habe ihn immer überlesen. Vortragen möchte ich Ihnen nun einiges von dem, was mir bei der Lektüre des Textes zu Ohren gekommen ist, was – unter einem bestimmten Signifikanten, nämlich dem dieser Tagung – mein Hören erreicht hat. Ob daraus etwas Theoretisches sich formulieren ließe – das mögen Sie wiederum hören.

»Als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären« (IV,6) – dieser Satz und der Kontext, in dem er gesprochen wird, zeigen etwas auf, umspielen etwas von dem Konflikt, um den es hier geht, und von der Struktur, der die Komödie folgt. Ich möchte das eingangs nur kurz umreißen.

Zunächst legt der Satz natürlich die Assoziation von der »käuflichen Liebe« nahe, läßt an ein Geschäft »Geld gegen Liebe«

denken, an einen Tausch also. Und in der Tat geht es in diesem Drama darum, entscheidend sogar; aber Lessing wird es bei der Sicherheit dieser Feststellung nicht belassen.

Der Modus des Satzes, den Minna spricht, weist auf das Irreale des Ausgesagten hin: Minna »verneint« gleichsam die Tatsache, daß Männer für Geld zu haben seien. Ihre Überzeugung freilich ist das ganz und gar nicht; es geht also ebenso um eine Täuschung. Aber auch in diesem Fall wird Lessing unsere Gewißheit, wer wen täuscht oder sich täuscht, auf die Probe stellen.

Minna führt in den Dialog mit Tellheim, in dem dieser Satz fällt, die Position eines Dritten ein. Sie »zitiert« diesen Satz gewissermaßen, verwendet eine Aussage von anderen, um Tellheim von der Notwendigkeit einer Heirat zu überzeugen: hier unterstellt sie ihren »Landsmänninnen«, sie könnten ihr eine solche verwerfliche Absicht nachsagen. Spricht nicht viel für das Lächerliche einer solchen Haltung, wenn es denn um die Liebe zweier Menschen sich handelt? Möglicherweise läßt sich auch in dieser Hinsicht die Frage nach dem Lust-Spielcharakter des Dramas stellen – die ohnehin in dem »Als ob« schon anklingt.

Tauschen – täuschen: lächerlich. Von diesem »Dreiklang«, evoziert durch den Titel, möchte ich mich im folgenden bei meinen Anmerkungen leiten lassen.

Gestatten Sie mir aber zuvor, den Plot der Komödie kurz darzustellen; vielleicht wird das Weitere dadurch etwas verständlicher.

Der Plot

Während des Siebenjährigen Krieges hatte der in Diensten des preußischen Königs stehende Major von Tellheim Order, von den sächsischen Ständen – sie gehörten zu Preußens Gegnern – Kontributionen einzutreiben, eine der wichtigsten Quellen für die

Kriegsfinanzierung Preußens überhaupt. Tellheim begnügte sich nicht nur von vornherein damit, von den Sachsen die niedrigste, nur im äußersten Fall erlaubte Summe zu kassieren, sondern streckte das Geld auch noch aus eigener Tasche vor und ließ sich dafür von den Ständen einen Wechsel ausstellen. Aufgrund dieser großherzigen Tat verliebte sich das junge sächsische Edelfräulein Minna von Barnhelm in den Major, und beide verlobten sich.

So weit im Kern die Vorgeschichte; hieran knüpft die unmittelbare Dramenhandlung an.

Die Komödie spielt am 22. August 1763 in einem Gasthof in Berlin, ziemlich genau ein halbes Jahr nach dem durch den Frieden von Hubertusburg beendeten Krieg.

Das aus preußischer Sicht äußerst dubiose Verhalten Tellheims ist Gegenstand einer genauen Untersuchung auf höchster politischer Ebene; man erkennt Tellheims Eigentum an dem Wechsel nicht an und beschuldigt ihn quasi der passiven Korruption. Der Major befindet sich mittlerweile dadurch in einer akuten finanziellen Notlage, und er sieht sich in seiner Ehre durch die Anschuldigungen zutiefst verletzt. Minna, die von ihrem Verlobten während des letzten halben Jahres nur eine einzige kurze Nachricht erhalten hat, ist ihm nach Berlin nachgereist und nimmt – zufällig natürlich – im selben Gasthof Quartier, in dem auch Tellheim logiert. Dieser erklärt ihr, daß aufgrund seiner Verarmung und seines Ehrverlustes aus einer Heirat nun nichts mehr werden könne. Minna, die übrigens bereit ist, für alle Schulden Tellheims aufzukommen, muß erkennen, daß dieser trotz aller ihrer Liebesbezeugungen von seinem Standpunkt nicht abzubringen ist, und inszeniert deshalb ein »Spiel im Spiel«, unternimmt ein Täuschungsmanöver: in dem Moment, in dem sie ihm von ihrer angeblichen Enterbung und Flucht vor ihrem Oheim als Grund für ihr Erscheinen in Berlin erzählt, ist Tellheim sofort bereit, Minna zu heiraten und das ihm von Freundes Seite angebotene Geld zu borgen. Nun aber reagiert sie genauso prinzipienfest wie Tellheim zuvor und wendet dessen eigene Argu-

mente, mit denen er die Unmöglichkeit einer Verbindung begründet hat, gegen ihn: ein Aus-Tausch von Worten. Sie treibt dieses Wechselspiel sehr weit, zu weit eigentlich: das zwischenzeitlich eingetretene königliche Handschreiben, das Tellheims Ehre wiederherstellt und ihm die Einlösung des Wechsels garantiert, vermag dem Spiel Minnas kein Ende zu setzen, und auch die Auflösung der berühmten »Ringintrige« geschieht erst abrupt in dem Moment, in dem wie ein deus ex machina ein Dritter, nämlich ihr Oheim Graf von Bruchsal, erscheint. Allgemeine Erleichterung und Versöhnung am Schluß, der Verbindung steht nun nichts mehr im Wege.

Geld und Liebe: Ein Tauschgeschäft

Diese Komödie, in der es letztlich um nichts anderes geht als darum, daß zwei »sich (be-)kriegen«, ist äußerst arm an gegenseitigen Liebesbeteuerungen der Protagonisten. Wenn sie von ihrer Liebe sprechen, dann ist diese Rede immer gekennzeichnet von einem Kalkül, das auf die Sphäre der Ökonomie verweist und von den Fragen grundiert wird: was diese Liebe wert sei, welchen Einsatz sie erfordere, welchen Ertrag sie bringe. Das Besondere an Lessings Lustspiel ist nun, daß es nicht nur inhaltlich um Fragen des Wertes – von Geld und Liebe – geht, sondern daß die Dramenhandlung selbst strukturell Prinzipien des Tauschens und Ver-tauschens folgt.

Beiden Aspekten möchte ich nun nachgehen.

Der »Urtausch« ...

Von den Schwierigkeiten der »Tauschaktion«, die das Drama zeigt, wird einiges deutlich, wenn wir hören, wie Tellheim sein Verhalten gegenüber den Sachsen begründet: er hatte

»Ordre, (...) die Kontribution mit der äußersten Strenge bar beizutreiben. Ich wollte mir diese Strenge ersparen, und schoß die fehlende Summe selbst vor.« (IV,6)

Zunächst ein klassischer Fall von Insubordination, vor allem aber: ein Tauschgeschäft. Tellheim erhält für das Bargeld, das er

zahlt, ein Stück Papier, einen Wechsel. Dabei geht es um eine »Ersparung«. Aber nicht den sächsischen Kriegsgegnern will er etwas »ersparen«, nicht anderen, sondern sich selbst. Was hindert ihn daran, diese »Strenge« auszuüben, und was hat es mit ihr auf sich? Es geht, denke ich, um die Aufrechterhaltung eines Ideals. Das, was anderen fehlt, gibt er von sich: Tellheim schießt die Summe vor. Abgesehen davon, daß es sich bei der vorgeschossenen Währung um sog. »Pistolen« handelt – beide Ausdrücke verweisen aufs zeitgenössisch Militärische –, ist zu hören: der Mann ist vermögend; er kann aus dem Vollen schöpfen. Auf einen Mangel (hier: an Geld) antwortet Tellheim, indem er ihn füllt. er gibt etwas, damit er sich etwas erspart: Er gibt Geld und erspart sich damit ein »Verschulden«, ein »Schuldig-Werden« – auf die Handlungsebene bezogen, am möglichen Bankrott der sächsischen Stände. Diese Schuld will er nicht auf sich nehmen. Und er »gewinnt« etwas durch diese Tat: Dank, Anerkennung, ja, warum nicht, »Liebe« von seiten der Sachsen. Diese stehen nun in seiner Schuld. Auch insofern also: ein Tausch, ein Wechsel. Und wie mit einer solchen Verkehrung umzugehen ist, zeigt das Drama am Beispiel der Sächsin Minna von Barnhelm: sie fordert von ihm die Liebe ein, um die Schuld zu tilgen, in die Tellheim ihre Landsleute gesetzt hat – stellvertretend. Und offensichtlich scheint auch Tellheim Minna zu lieben – expressis verbis ist davon freilich nichts zu hören; nur die Tatsache ihrer Verlobung wird erwähnt. Er gibt etwas zurück, wird das jedoch in dem Moment revozieren, in dem er anerkennen soll, daß seine Liebe auf nichts anderem basiert als auf der Zuneigung zu der geliebten Person selbst. Und die Insubordination nimmt vorweg, daß er, was den Kern seines Handelns ausmacht, was von besonderem Effekt ist, nicht dem König gehorchen muß. Dieser ist nicht die Instanz, die anerkennen kann, was Tellheims »Vorschuß« »bedeutet«.

Wir erfahren nur wenig über die Liebe zwischen Minna und Tellheim. Aus der Perspektive Minnas gesehen aber ist dieses Wenige merkwürdig genug: allein die Großherzigkeit eines ihr völlig

unbekannten preußischen Majors ist es, die ihre Liebe entzündet. Die Tatsache, daß Tellheim die verlangte Summe aus eigener Tasche vorstreckt, also ihren Landsleuten etwas erspart, wird von ihr als Liebeshandlung gesehen – ein Effekt, der sich Tellheims Verständnis entzieht:

»Ich liebte Sie um dieser Tat willen, ohne Sie noch gesehen zu haben.« »Sie wissen, ich kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam bloß Ihrentwegen. Ich kam in dem festen Vorsatze, Sie zu lieben, – ich liebte Sie schon! – in dem festen Vorsatze, Sie zu besitzen, wenn ich Sie auch so schwarz und häßlich finden sollte, als den Mohr von Venedig.« (IV,6)

Ursprünglich also gilt die Liebe Minnas einem Akt des Gebens, den sie nur vom Hörensagen kennt (eine Art »Identifizierung mit einem einzigen Zug eines Objektes«), und erst darüber wird sie dem Menschen zuteil – »vorsätzlich«. Und auch Minna gibt etwas: sie ersetzt gleichsam durch ihre Liebe das, was Tellheim von sich gegeben hat.

... und seine Folgen (Geld)

Der gesamte 1. Akt der Komödie zeigt die prekäre finanzielle Situation Tellheims als Folge des ursprünglichen Tauschgeschäfts:

»Ich habe keinen Heller bares Geld mehr, ich weiß auch keines aufzutreiben.« (I,4)

Noch wird der Leser bzw. Zuschauer über die wirkliche Ursache seines Geldmangels im Unklaren gelassen: Tellheim erscheint nur als »abgedankter« Offizier, dessen Armut überdies zeichenhaft in einem körperlichen Unvermögen sinnfällig wird: er ist aufgrund einer Verwundung nur noch eines Armes mächtig.

Der Major kann seine Rechnungen nicht mehr bezahlen, muß anschreiben lassen, obwohl er eine stattliche Summe Geldes in seinem Besitz hat: 100 Dukaten, die ihm von seinem Freund Paul Werner in Verwahrung gegeben worden sind, über die Tellheim aber, wie Werner sagt, völlig frei verfügen könnte:

»Was er damit soll? Verzehren soll er sie; verspielen, vertrinken, ver- wie er will. Der Mann muß Geld haben!« (I,12)

Werners Vorschläge treffen nicht die Wünsche Tellheims; würde er sie verwirklichen, wären sie sozusagen durchaus »Fehlleistungen« – im Freudschen Sinne, schließlich tragen alle Verben die charakteristische Vorsilbe »ver-«.

Aber der Major geht in diesem Sinne nicht »fehl«, rührt das Geld nicht an, denn, so wird an vielen Stellen deutlich, er will keine Schulden haben, will in niemandes Schuld stehen. Insofern stimmt der oben zitierte Satz, er wisse kein Geld aufzutreiben, nicht – eine Täuschung.

Später wird nicht einmal die Tatsache, daß der Oheim Minnas im Begriff ist, Tellheim die Summe von 2000 Pistolen, die er den Sachsen vorgeschossen hat, zurückzuzahlen, an dessen Haltung etwas ändern.

Es wird deutlich, daß auf der reinen Geldebene für ihn im wahrsten Sinn des Wortes »nichts zu holen« ist. Durch Geld können seine Schulden nicht getilgt werden. Aber der Major glaubt schon zu wissen, was er will: die Anerkennung durch den König, daß er diesem nichts schuldig geblieben ist. Von ihm, in dessen Namen er zu handeln meinte, will er das Geld zurück. Und das geschieht auch, aber es wird sich herausstellen, daß es sich dabei um die »falsche« Anerkennung und somit auch um die »falsche« Instanz dreht, denn Tellheim hat im eigentlichen Wortsinn auf eigene Rechnung gehandelt. Ich komme darauf zurück.

EXKURS: Geldgeschäfte (I,6 und II,3)

Ich möchte, um die Beziehungen beider Protagonisten zum Geld, zum Verschulden und damit auch zur Schuld zu verdeutlichen, kurz zwei Szenen, die sich strukturell aufeinander beziehen lassen, vergleichen. Tellheim betreffend ist es die Episode mit der Dame Marloff, der Witwe seines ehemaligen Stabsrittmeisters, die gekommen ist, eine letzte Bitte ihres Mannes zu erfüllen:

»Er erinnerte sich kurz vor seinem Ende, daß er als ihr Schuldner sterbe, und beschwor mich, diese Schuld mit der ersten Barschaft zu tilgen. Ich habe seine Equipage verkauft, und komme seine Handschrift einzulösen.« (I,6)

Tellheim täuscht nun die Witwe nicht nur, indem er behauptet, daß er nie einen Schuldschein besessen habe. Er geht noch weiter, indem er das Verhältnis umkehrt:

»(...) er hat mich vielmehr als seinen Schuldner hinterlassen. Ich habe nie etwas tun können, mich mit einem Mann abzufinden, der sechs Jahre Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir geteilt. Ich werde es nicht vergessen, daß ein Sohn von ihm da ist. Er wird mein Sohn sein, so bald ich sein Vater sein kann. (...) Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll?« (I,6)

Am Ende zerreißt Tellheim den Schuldschein und spricht zu sich:

»Wer steht mir dafür, daß eigener Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen?« (I,6)

Diese Szene verdeutlicht zunächst auf einer anderen Ebene, wie der Akt des Gebens aufs Ökonomische und Emotionale zugleich verweist: der Rittmeister Marloff ist die einzige Person, die von

Tellheim als »Freund« tituiert wird, ein Titel, mit dem er »immer karg« gewesen ist. Liebe und Freundschaft »verschenkt« dieser Mann nicht: er läßt nun die Marloff in Abhängigkeit zurück, hält sie, wie ehemals die Sachsen, dauerhaft in seiner Schuld. Auffällig ist nun, daß der Akt, jemanden seine Schulden bezahlen zu lassen, strukturell mit einem »Diebstahl« gleichgesetzt wird. So, denke ich, ist der Hinweis Tellheims auf die »Beraubung« des Sohnes zu lesen, der ja in einer besonderen Form der »Verneinung« zum Ausdruck kommt. Der Wunsch, dem Sohn eines Tages »Vater sein« zu können – niemals im übrigen taucht eine solche Rede Minna gegenüber auf –, kann auf diese Weise nicht erfüllt werden. Deshalb wohl auch gibt er der Witwe Marloff beim Abschied zu verstehen, daß er sie nicht wiedersehen will.

Aber Tellheim spricht hier ebenfalls von einem »eigenen Mangel«. Es ist ihm jedoch offenbar wichtiger, einen anderen Menschen in seiner Schuld zu wissen, als die berechtigten Forderungen, die er (hier: an Marloff) hat, einzutreiben, um damit selbst aus seiner finanziellen Mangelsituation herauszukommen.

Statt dessen versucht er lieber die »einzige Kostbarkeit, die (ihm) übrig ist« (I,10), den Verlobungsring Minnas, in bares Geld einzutauschen, um den Wirt damit zu bezahlen. Bezeichnenderweise hat er den Ring nicht mehr am Finger getragen, sondern in der Tasche – dort, wo man Geld aufbewahrt –, und er versetzt ihn weit unter seinem materiellen Wert, worin sich auch eine mangelnde ideelle »Wertschätzung« seiner Liebe zeigt.

Als Minna von Tellheims finanziellen »Verlegenheiten« erfährt, ist sie sofort bereit, für seine Schulden aufzukommen, auch in diesem Fall, ohne ihn nach ihrer Ankunft im Gasthof schon gesehen oder gar gesprochen zu haben. Sie fragt den Wirt:

»Was ist er Ihnen schuldig? Wem ist er mehr schuldig? Bringen Sie mir alle seine Schuldner. Hier ist Geld. Hier sind Wechsel. Alles ist sein!« (II,2)

Es ist offensichtlich, daß sich hier unter veränderten Vorzeichen die Struktur des »Urtausches« wiederholt. In der Tat: Minna bietet einen »Wechsel« an. Jetzt ist sie es, die Geld zu geben bereit ist, aber von ihrer Liebe zu Tellheim ist nicht viel zu hören im Gespräch mit ihrer Kammerzofe Franziska:

»Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück ist auch gut.« (II,7)

Kein Bedauern, kein Mitleid mit Tellheim auf seiten Minnas: in ihrer Vorstellung ist es wiederum ein Akt des Gebens, von dem sie annimmt, daß auch der Major sich mit ihm identifiziert und darüber erneut seine Liebe zu ihr entsteht – wenn sie denn Zweifel hat, ob er sie nach einem halben Jahr der Trennung überhaupt noch liebt. Wie »verliebt« jedenfalls Minna in diesen »einzigsten Zug« ist, wird in demselben Kontext demonstriert, wenn sie sich als »Verschwenderin« zeigt und ihrer Zofe Franziska Geld aufnötigt:

»Komm, Liebe, ich will dich beschenken, damit du dich mit mir freuen kannst. (...) kaufe dir, was du gern hättest. Fordre mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich nur mit mir.« (II,3)

Die strukturellen Ähnlichkeiten mit der oben skizzierten Marloff – Episode sind unverkennbar. Das erste und einzige Mal nennt Minna ihre Zofe »Liebe« – aber nicht nur Franziska ist gemeint. Durch den Akt des Schenkens versucht Minna sich etwas zu »verkaufen«. Nur wenn Franziska das von ihr angebotene Geld annimmt, so die Unterstellung, könne diese sich mit ihr freuen – und je höher die Summe, desto größer die Freude. Aufschlußreich ist die Antwort Franziskas: »Ich stehle es Ihnen, Fräulein.« (II,3). Ein einfacher Aussagesatz im Indikativ, der gerade durch seinen

»falschen« Modus das »Wahre« des Aktes zum Ausdruck bringt. Auch hier: ein »Diebstahl«. Das Hinterlassen einer Schuld und insofern eine »Beraubung« Franziskas: ihrer Gefühle, ihrer Entscheidungsfreiheit – oder was auch immer.

... und seine Folgen (Liebe)

Beide eben kurz dargestellten Episoden spielen vor der ersten Wiederbegegnung zwischen Minna und Tellheim und lassen die Leser bzw. Zuschauer etwas begreifen von den gegensätzlichen Verhaltensweisen der Protagonisten. Logisch gesehen sind sie Wiederholungen des »Urtausches«, über dessen Verlauf das Publikum erst in IV,6 aufgeklärt wird.

Während ihres ersten Zusammentreffens zeigen sich sofort die Schwierigkeiten, vor die sie in ihrer Liebe gestellt sind. Minna behauptet, in dem Major alles gefunden zu haben, was sie gesucht habe; Tellheim hingegen bezeichnet sich als einen »Elenden« und »Unglücklichen«, dessen Rede Minna folgendermaßen verstehen muß:

»Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine andere? – Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben!« (II,9)

Sie deutet Tellheims Unglück als Folge seines Nicht-Liebens, während dieser den Zusammenhang umgekehrt sieht. Als »Unglücklicher« sei er gerade jemand, der

»gar nichts lieben (muß). Er verdient sein Unglück (...), wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Anteil nehmen dürfen.« (II,9)

Immerhin: Er spricht davon, daß er noch liebt – freilich im Plural. Minna ist zwar mitgemeint, aber eine überzeugende Liebeserklärung ist das gewiß nicht. Und der Wille zum Verzicht aufs

Glück, auf die Liebe ist stärker. Tellheim begreift sein Unglück als den Grund für sein Nicht-Lieben.¹ Mit anderen Worten: er kann nur lieben, wenn er der geliebten Person nichts schuldig bleibt.

Minna unterliegt einer Verkennung, wenn sie ihm entgegenhält:

»Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sei sie.« (II,9)

Und ebenso, wenn sie ihn auffordert, er solle sein Unglück »auskramen«, damit sie sehe, »wie viel sie dessen aufwiegt.« (II,9)

Es geht dabei ums Zählen, ums Berechnen, darum, etwas auf die Waage zu legen: sie stellt die Frage, was (ihm) ihre Liebe wert sei.

Und Tellheim gibt ihr zur Antwort, daß ihre Liebe einem anderen gegolten habe, einem anderen Tellheim. Geblieben sei allein sein Name. To »tell«: erzählen – zählen. Und von »heim«, Haus: oikos – Ökonomie wird noch die Rede sein.

Wer also war der andere?

Retrospektiv idealisiert er sich, entwirft von sich ein Bild der Vollkommenheit, der Fülle:

»der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glückes eröffnet standen(...)« (II,9)

Diesen habe Minna geliebt. Freilich:

»Dieser Tellheim bin ich eben so wenig, – als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen.« (II,9)

Eine merkwürdige Identifizierung mit dem toten Vater, »gestorben« damit gleichfalls das Idealbild, das er von sich entworfen hatte. Und »Vater sein« kann er auch nicht, wie die Marloff-Szene gezeigt hat. Wie sieht er sich jetzt?

»Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler.« (II,9)

Ein Mann des Un-Vermögens: beruflich, psychisch, körperlich, finanziell.

Minna will darin kein Unglück sehen, und sie antwortet ihm spöttisch – ironisch: »Das klingt sehr tragisch«. Kategorisch fordert sie: »Deine Hand, lieber Bettler!« (II,9). Aus allen Ent-Idealisierungen Tellheims greift sie diejenige heraus, die auf seinen Geldmangel, das signifikanteste Zeichen seines Unvermögens, verweist. Der Major jedoch entzieht sich – nicht nur ihrer »Handgreiflichkeit«.

Das »Tauschgeschäft« ist für's erste gescheitert, aber Minna wird erneut einen Versuch unternehmen, es doch noch gelingen zu lassen. Bevor ich darauf eingehe, möchte ich allerdings näher zu beleuchten versuchen, inwiefern die schon angedeuteten Verkennungen auf seiten Tellheims zu diesem Scheitern beigetragen haben. Es geht um den vielbeschworenen Verlust seiner Ehre und dabei um die Frage, von wem er deren Wiederherstellung erwartet. Diese Problematik wird behauptet, in der Riccaut - Episode und durch sie thematisiert.

Die Riccaut - Episode (Geld und Liebe: Verschwendung)

»Er (Tellheim, L.) spricht sehr oft von Ökonomie. Im Vertrauen, Franziska; ich glaube, der Mann ist ein Verschwender.« (II,1)

Mit diesen Worten charakterisiert Minna während ihres allerersten Auftritts im Drama den Major. Wer häufig von »Ökonomie« spricht, so jedenfalls ist Minnas Verständnis, spricht paradoxerweise nicht vom »Haushalten«, vom Umgang mit knappen Ressourcen, d.h. vom Sparen, wie es schon die Etymologie des Wortes nahelegt, sondern vom Gegenteil: vom (Aus-)Geben; davon, etwas von sich zu geben. Sie berichtet ferner den Inhalt der einzigen Nachricht, die

sie von Tellheim im letzten halben Jahr erhalten hat: er nähere sich der Erfüllung seiner Wünsche. Und Franziska, ganz Stimme ihrer Herrin, spricht aus, was Minna empfindet und erwartet:

»Daß er uns zwingt, dieser Erfüllung der Wünsche selbst entgegen zu eilen (...); das soll er uns entgelten!«
(II,1)

Und tatsächlich wird er später dafür »bezahlen«, indem er Minnas Spiel mitspielen muß.

Abermals jedoch – zunächst – eine glatte Verkenning: nichts hätte Tellheim lieber gewünscht, als seine Verlobte niemals wiederzusehen. Die »Wunscherfüllung« besteht aus seiner Sicht in etwas ganz anderem.

Tellheim, der sich gegenüber den Sachsen etwas »ersparen« wollte, hat durch seine Vorgehensweise natürlich de facto Geld »verschwendet«. Seine Täuschung besteht nun darin, daß er den Effekt seines Handelns nicht begreift: daß er als »Verschwender« ein »Liebender« ist. So jedenfalls wird er – von dem sächsischen Edelfräulein – an-erkannt. Und folglich ist Anerkennung nicht dort zu haben, wo er sie zu finden glaubt: beim preußischen König. In diesem unmöglichen Versuch des Majors scheint mir der eigentlich komödienhafte Kern des Dramas zu liegen.

Tellheim hingegen glaubt, die Erfüllung seiner Wünsche sei auf einer rechtlich - politischen Ebene zu bekommen. Und in der Tat wird das in Lessings Stück »durchgespielt«. Eine auf Geheiß des Königs angesetzte Untersuchung des Falles hat zum Ergebnis, daß die Rechtmäßigkeit von Tellheims Handlungsweise nicht länger in Frage gestellt wird. Sein Eigentum an dem von den Sachsen ausgestellten Wechsel wird nicht mehr bestritten, das vorgestreckte Geld soll ihm bar ausgezahlt werden, und damit entfällt auch der Verdacht der Insubordination. Das Schreiben des Königs, in dem Tellheim die Niederschlagung aller gegen ihn gerichteten Vorwürfe mitgeteilt und somit seine »Ehre« wiederhergestellt wird, ist längst unterwegs: Riccaut und Freund Paul Werner berichten es – der Be-

troffene freilich mag es nicht glauben. Insofern kann das Lustspiel natürlich überhaupt nur stattfinden, weil ein Brief nicht rechtzeitig eingetroffen ist.

Zwar ist die Instanz, von der Tellheim die Restitution seiner Ehre erhält, der König von Preußen; daß dieser jedoch nicht die Instanz ist, von dem die »eigentliche« Anerkennung, die wohl in der Restitution seines Ideals besteht, zu haben ist, wird schon auf der Handlungsebene des Dramas deutlich. Das Eintreffen des königlichen Briefes ändert nichts an der Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen Tellheim und Minna: sie zeigt sich recht unbeeindruckt, und er wäre sogar imstande, den Brief zu zerreißen.

Die unmittelbare Funktion Riccauts nun im Handlungsge-
schehen des Dramas besteht darin, Tellheim die Nachricht zu überbringen, daß das besagte Schreiben des Königs an ihn unterwegs sei. Aber nicht den Major trifft er an, sondern Minna, die in dessen Zimmer nun wohnt. Dieser Riccaut ist zunächst ein verzerrtes Spiegelbild und insofern eine Parallelfigur zu Tellheim: Er ist ein entlassener, abgedankter Capitaine, den eine »Affaire d'honneur« hat fliehen lassen; bettelarm ist er: »je n'ai pas le sou; et me voilà exactement vis-a-vis du rien.« Geblieden sei ihm das Glücksspiel, aber er habe nur verloren:

»Car parmi mes pontes se trouvoient certaines Dames – Ik will niks weiter sag. Man muß galant sein gegen die Damen.« (IV,2)

Diesen Mann bedauert Minna; sie bekennt ihm, daß sie

»gleichfalls das Spiel sehr liebe.(...) Daß ich sehr gern gewinne; sehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der – zu spielen weiß.« (IV,2)

Sie gibt ihm 10 Pistolen, damit er spielen kann. Riccaut nimmt sie ohne zu zögern an und beginnt nun an sein wiederkeh-

rendes Glück zu glauben, entpuppt sich aber zum Entsetzen Minnas als Falschspieler. Euphemistisch nennt er es: »corriger la fortune« (IV,2). Und zu genau diesem Mittel, dem Betrügen, dem Täuschen, wird Minna greifen, um ihrem Glück nachzuhelfen: »Gewinnen« möchte sie, indem sie ein »Spiel« mit Tellheim treibt. Dies wird in der Riccaut - Szene präludiert – mit vertauschten Rollen.

Aber Minnas »Ausagieren« in dieser Szene hat nicht nur Bezug auf den Major von Tellheim, sondern es macht ebenso deutlich, daß der König von Preußen nicht die Instanz ist, die qua Ehrenrettung Tellheims eine Verbindung zwischen ihm und Minna ermöglicht. Ich denke, die Dramenfigur Riccaut ist ebensosehr eine satirische Parodie auf Friedrich den Großen, auf le grand Frédéric: FredeRICcaut – auf seine Art auch ein berühmter »Falschspieler«. Ich kann das hier nicht ausführlicher darlegen, sondern nur kurz einige Aspekte nennen, die diese Lesart unterstützen.

Ebenso wie Riccaut hat auch Friedrich im Alter von 11 Jahren seinen Militärdienst begonnen,² dessen Fluchtversuch nach England, um dort Prinzessin Amalie zu heiraten, spiegelt sich in Riccauts Bericht von seiner Flucht wider. Der Name des französischen Adligen lautet vollständig: »Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pret-au-vol, de la Branche de Prens'd'or« – auf deutsch etwa: R. de la M., Herr von Diebstahl bzw. Schuldental, aus dem Stamme der Goldnehmer (salopp: vom »Stamme Nimm«)³, was als eine deutliche Anspielung auf die Kriegsfinanzierungspolitik des preußischen Königs verstanden werden kann. Im Dialog mit Minna kündigt Riccaut scherzhaft an, daß er, falls er kein Glück im Spiel habe, wiederkommen würde, um »Rekruten« zu holen. »Rekruten« meint hier nicht anderes als neues Geld. Und Minna antwortet ihm: »Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen.« (IV,2)

Nicht zu überhören ist der Hinweis auf die berühmtesten Aushebungen von Soldaten, die Preußen überall, vor allem auch in Sachsen, durchgeführt hat. Am auffälligsten aber ist die Parodie an der Sprache zu erkennen: Riccaut spricht Französisch wohl perfekt,

aber das Deutsche beherrscht er nur sehr unvollkommen – ein »Lallemand«? Von den Sprachkünsten des Alten Fritz, für den das Deutsche eine »halbbarbarische Sprache«⁴ war, weiß man ein Gleiches.

Ist also schon auf der Handlungsebene des Dramas die Tellheim wieder zuerkannte Ehre nicht ausschlaggebend für die Verbindung der Protagonisten, so wird die Instanz, die diese Anerkennung ausspricht, selbst parodiert und damit destruiert. Wie ließe sich das auch denken: ein Misogyn ersten Ranges, als der Friedrich der Große allenthalben bekannt war, als Ehestifter; einer, der seinen Offizieren in der Regel die Ehelosigkeit vorgeschrieben hat, als Schirmherr ihrer Verbindung? Das wäre wirklich – ein Witz.

Der Akt des Königs ändert also nichts an dem bisherigen Tauschgeschäft. In ihrer Weise hat das auch Minna gegenüber Tellheim zu Ausdruck gebracht:

»Die Ehre ist – die Ehre. (...) O, über die wilden, unbiegsamen Männer, die nur immer ihr stieres Auge auf das Gespenst der Ehre heften...! Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim!« (IV,6)

Augenscheinlich tut er das nicht. Hätte er es getan, so wäre ihm vielleicht nicht verborgen geblieben, daß er als »Verschwender« und damit als »Liebender« durch Minna anerkannt wird, nicht vom König. So gesehen, hat er schon längst bekommen, was er gesucht hat: Bares und Ehre. Steht nicht schon ihr Name B a r n h e l m dafür ein, wenn es Tellheim um die Erstattung von B a r e m, von Bargeld, geht und um die E h r e, die als Anagramm ihrem Namen ebenso eingeschrieben ist? Und klingt nicht in dem Vornamen Minna auch die »Minne«, die »Liebe«, mit?

Es ist nicht zu verkennen, daß das Tauschgeschäft auf der »eigentlichen« Handlungsebene gescheitert ist. Nun gibt es jedoch eine zweite Ebene des Geschehens, das von Minna initiierte »Spiel

im Spiel«; eine Maskerade gleichsam, inszeniert zu dem Zweck, durch ein Täuschungsmanöver doch noch den Erfolg der Tauschaktion sicherzustellen.

Dem möchte ich mich nun zuwenden.

(Wort-) Wechsel. Wi(e)derworte

Orte des Sprechens: Platz - Wechsel

Schon relativ früh, bereits am Ende des III. Aktes wird dies gezeigt, ist Minna entschlossen, Tellheim einen »Streich« zu spielen:

»...seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz! (...) ein Streich ist mir beigefallen, ihn wegen dieses Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.«(III,12)

Ihr Plan besteht darin, sich mit Tellheim in den äußeren Bedingungen gleichzustellen: der Major wird später von Franziska hören, Minna habe ihm »so vieles aufgeopfert«, und ihr Unglück sei nun gewiß, da er sich von ihr losgesagt habe. Der Grund:

»Wir sind entflohen! – Der Graf von Bruchsal hat das Fräulein enterbt, weil sie keinen Mann von seiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, alles verachtete sie hierauf.« (IV,7)

Es bleibt zunächst rätselhaft, daß Tellheim diese Geschichte glaubt und im selben Moment bereit ist, alle seine Argumente zu vergessen und die Verbindung mit Minna einzugehen. Kurz zuvor hatte ihm nämlich Minna berichtet, daß ihr Oheim sich sehr darauf freue, ihren Verlobten kennenzulernen, und sie erinnert ihn:

»Besorgten wir schon ehemals das stärkste Hindernis unsrer Verbindung von seiner Seite – « (IV,6)

Warum also bemerkt Tellheim die Lüge nicht? Ich denke, es liegt daran, daß er vor allem einen Signifikanten hört (»Unglück«), den er auf sich selbst beziehen kann. Er sieht sofort die Chance, die Minnas Unglück ihm scheinbar eröffnet: die Wiedererrichtung seines eigenen Ideals:

»Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen.(...) ihr Unglück hebt mich empor, ich sehe wieder frei um mich, und fühle mich willig und stark, alles für sie zu unternehmen.« (V,2)

Minnas Unglück ist also die Bedingung für Tellheims wiedergewonnene Stärke, für eine Position der Überlegenheit, von der aus er nur eine Verbindung eingehen kann – sollen wir sagen: »lieben« kann, weil er meint, nur so nichts schuldig zu bleiben?

Auffällig ist aber nun, daß auch Minna seit ihrem ersten Auftritt im Drama durchgängig von einer solchen Position aus agiert hat:

»... da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?« (II,1)

Natürlich ist das zunächst etwas für's Lustspielhafte: ein halbes Jahr nach Kriegsende kommt ein Verlierer, noch dazu vertreten durch eine Frau, und fordert »Kapitulation«. Strukturell gesehen zeigt das Drama jedoch, daß ein solches Gefälle das Zueinanderfinden der Protagonisten verhindert. Minna konnte die Kapitulation Tellheims nicht erreichen, auch der Major wird bei seinem Versuch scheitern, und das nicht nur, weil die Unterlegenheit Minnas eine gespielte ist. Diese muß das Spiel zuende führen, das kann sie sich nicht ersparen, denn sonst würde sie gewissermaßen selbst kapitulieren, d.h. die Bedingungen ihres Handelns aufheben. Damit nimmt sie das Scheitern in Kauf, riskiert ihrerseits, Tellheim los-

zuwerden. Und in der Tat wird ein »unglücklicher« Ausgang des Stückes nur knapp vermieden.

Wiederholungen: Widerworte

Dadurch, daß die Subjekte die Positionen tauschen, von denen aus sie zueinander sprechen, wiederholen sie auch die Rede des jeweils anderen. Ihre eigene Rede erscheint ihnen wieder an einem anderen Ort. Ein Satz Minnas gegenüber dem Major bringt das auf den Punkt:

»Wollen Sie es wagen, Ihre eigene Rede in meinem Munde zu schelten?« (V,9)

Ich möchte das nur an wenigen Beispielen zeigen.

Minnas Intention scheint sich anfänglich zu erfüllen. Die behauptete Gleichheit in den materiellen Lebensumständen ist für Tellheim ein zentrales Argument: »Gleichheit ist immer das festeste Band der Liebe.« (V,5). Minna muß schon sehr rabulistisch argumentieren, um die Gültigkeit dieser Aussage zu bestätigen, indem sie darauf verweist, daß der Brief des Königs das Gleichgewicht zwischen beiden wieder außer Kraft gesetzt habe. Insofern kann sie ihm gegenüber nun mit fast identischen Worten behaupten: »Gleichheit ist allein das feste Band der Liebe.« (V,9).

Tellheim ist prompt bereit, den Brief zu zerreißen. Minna muß das natürlich verhindern: »Was wollen Sie?« fragt sie, und er antwortet: »Sie besitzen!« (V,9) Das sind exakt dieselben Worte, mit denen Minna ihren Liebes-»Vorsatz« beschrieben hat: »Ich kam... Sie zu besitzen.« (IV,6).

Liebe in der Sprache der Ökonomie: der andere als Eigentum wie ein »Sachwert« – wie Geld etwa. Solchermaßen auch: eine »Wertsache«.

Minnas Replik auf den »Besitzanspruch« besteht in einem Argument des Majors:

»Es ist eine nichtswürdige Kreatur, die sich nicht schämet, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!« (V,9)

So hatte Tellheim zuvor, als er meinte, ihrer »in den Augen der Welt« nicht wert zu sein, seine Ablehnung begründet:

»Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämet, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit – « (IV,6)

Zu hören ist: Liebe darf nicht »blind« machen. Solange »Blindheit« (also: Verkennung) herrscht, kann Liebe nicht sein. Insofern ist »Aufklärung« vonnöten, damit man sehen, erkennen – sprich: lieben – kann. Später wird der Oheim sagen, als sich bereits alles »aufgeklärt« hat und er Tellheim zum ersten Mal sieht: »Nein, Minna; deine Liebe ist nicht blind.« (V,13).

Und Tellheim, um Worte des Dankes gegenüber seinem Freund Werner verlegen, bittet diesen am Ende: »Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht alles sagen kann.« (V,14) – auch eine Liebeserklärung.

Am kennzeichnendsten aber für den Wort-Wechsel ist beider Versuch, im jeweils anderen einen »Platz« einzunehmen, zu füllen, was dort »fehlt«. Minna, die über das »Unglück« des Majors keineswegs betrübt gewesen ist, sieht darin für sich eine Chance:

»Vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben.« (II,7)

An anderer Stelle erhoffte sie sich, das »ganze Glück« des Majors sein zu können. Genauso argumentiert Tellheim, der sich als die »Ursache« ihres Unglücks sieht, jetzt gegenüber Minna: »Durch mich, in mir müssen Sie alles dieses wiederfinden.« (V,5). Oder noch deutlicher: »Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu ersetzen?« (V,3). Welches »Vermögen« hat er da wohl wieder gewonnen?

Beide versuchen also, sich an die Stelle des jeweiligen Verlustes zu setzen, die Lücke zu schließen, die durch den Geldmangel symbolisiert wird. Oder anders gesagt: sie wännen, daß das »Glück in der liebend erfüllten Lücke liege«⁵.

Und so fordert er Minna auf:

»...folgen Sie mir nur getrost...; es soll uns an nichts fehlen« (V,5)

Aber daß dieses vollkommene Glück, das Glück der Vollkommenheit, nicht in dieser Welt zu haben ist, wird in Tellheims Rede hörbar: er will mit ihr

»den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel suchen, dem zum Paradiese nichts fehlt, als ein glückliches Paar« (V,9)

Alle Widerworte führen zu nichts. Nur wieder: Worte. Es ist die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Oheimis, die Minna veranlaßt, überstürzt ein anderes Täuschungsmanöver aufzuklären, eine letzte Verkennung Tellheims zu beseitigen: seinen Verlobungsring, den er meinte, beim Wirt versetzt zu haben, hatte Minna zwischenzeitlich von diesem erworben, und bei der gespielten Trennung hätte sie ihm nicht seinen, sondern ihren Ring zurückgegeben, d.h. ihre Verlobung ist symbolisch wiederholt worden. Die Ringe jedenfalls waren immer an ihren »Plätzen«. Ein Dritter macht einen Schnitt: Tellheim muß erkennen, daß er in seiner Tauschaktion (Ring gegen Geld) getäuscht wurde, und Minnas Spiel im Spiel muß sich ebenfalls als Täuschung entlarven.

Am Ende also hat sich alles geklärt. Tellheim kann befreit sagen:

»O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen sollen!« (V,12)

Aber der Mann vermag nicht zu lachen, weder über die Komödiantin Minna noch über sich selbst. Das ist natürlich – gemäß Lessings Theorie vom Lachen – Dritten vorbehalten, dem Pu-

blikum, das durch die Komödie aufgeklärt werden soll, etwas »gewinnen« soll, weil es befähigt wird, das »Lächerliche zu bemerken« und sich dadurch in einem moralischen Sinne zu »bessern«⁶.

Und worin besteht das Lächerliche? Welches ist der Gegenstand des Lachens? Ich denke, es ist das Geld, eine besondere Art des Vermögens. Spricht nicht viel dafür, daß das Geld in diesem Lustspiel dieselbe Funktion hat wie der Phallus, den die Schauspieler in der antiken Komödie als Zeichen eines zu verlachenden Vermögens trugen?

Lessings (Ver-)Schulden

Wenn der Vorhang sich hebt und das Stück beginnt, geht es eigentlich schon um nichts mehr; nur die beteiligten Personen täuschen sich darüber. Das Geschehen kann sich nur vollziehen, weil ein Brief nicht rechtzeitig eingetroffen ist, und es kann nur solange dauern, bis der Oheim, der von Minna und Tellheim als »Vater« Angesprochene, ihrem dergestalt »kindischen« Spiel durch sein Erscheinen ein Ende macht und das happy ending gerade noch sicherstellt. Auf seine Weise hat hier also auch der Autor durch die Konstruktion des Endes zu dem Mittel des »corriger la fortune« gegriffen. Aber Lessing hat noch einen anderen Täuschungsversuch durchgeführt: die Komödie, die er nachweislich erst 1767 verfaßt hat, datiert er zurück und schreibt auf's Titelblatt: »Verfertigt im Jahre 1763«, also im Jahr des Kriegsendes. Der Verfasser der »Minna von Barnhelm«: ein fiktiver Autor. Zeitnähe, Authentizität werden vorgespielt, der Dichter freilich distanziert sich in derselben Bewegung. Ein »Als ob« des »Als ob«. Das mag viele Gründe haben, aber vielleicht ist etwas zu hören in den folgenden Sätzen:

»Wer aber aus Grobheit oder Eigensinn sogleich bar bezahlt sein will – dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten ist kein Mensch verbunden.«

»Es haben seit einem halben Jahre so dringende Schulden auf mich losgestürmt, daß ich alle Mühe gehabt habe, meinen guten Namen zu erhalten. Das bare Geld ist daher bei mir so knapp gewesen, als es nimmermehr bei Ihnen hat sein können.«⁷

Wer spricht? Keine Dramenfigur mehr, das schreibt Lessing – an seine Mutter – und spricht von seinem mangelnden Glück.

Noch einmal: »Corriger la fortune?« Tellheims Glück, das »Soldatenglück«, so lautet der Untertitel des Dramas, – vielleicht ein Wunschtraum Lessings, eines Mannes, der zeit seines Lebens in Geldnöten war, ein (Glücks-)Spieler obendrein, dem nur ein sehr spätes, kurzes Eheglück vergönnt sein sollte und der seinem Sohn nicht Vater wird sein können, weil der nur wenige Stunden nach der Geburt gestorben sein wird?

Futur II.

Lessing hatte seine Mutter wissen lassen, »daß er bereit sei, die Schulden (seines) inzwischen verstorbenen Vaters zu übernehmen und einen Wechsel auszustellen, der dann nach einiger Zeit erst fällig wird.«⁸ Aber der Mann kann nicht bezahlen, das machen die zitierten Briefstellen deutlich: nur Schulden, kein bares Geld.

Als ob wir das alles so ähnlich nicht schon einmal gehört hätten...

Anmerkungen

- ¹ Die Ausdrücke »Glück« und »Unglück« verweisen im gesamten Drama sowohl auf die materielle als auch auf die psychische Situation des einzelnen.
- ² Osman Durrani, *Love and Money in Lessing's Minna von Barnhelm*. In: *The Modern Language Review*. July 1989, Vol. 84, Part 3. S.649
- ³ Vgl. *Erläuterungen und Dokumente zu Lessings »Minna von Barnhelm«*. Hrsg. v. Jürgen Hein. Stuttgart 1977. S.23f
- ⁴ Theodor Schieder, *Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche*. Ffm, Berlin, Wien 1983. S.391
- ⁵ Jochen Hörisch, *Gott, Geld und Glück*. Ffm 1983. S.24
- ⁶ G. E. Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 29. Stück. In: *Lessings Werke*, Bd.2. Hrsg. v. K. Wölfel. Ffm 1967. S.236
- ⁷ Ralph-Rainer Wuthenow, *G. E. Lessing. In: Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller*. Hrsg. v. Karl Corino. Nördlingen 1987. S. 91
- ⁸ Ebenda.

Der Geldkomplex

Als Theodor Heuß noch Rezensionen schrieb, meinte er zu Franziska Gräfin zu Reventlows 1916 entstandenem kleinem Roman »Der Geldkomplex«: »Eine entzückende Laune beherrscht das Buch, dessen Unbefangenheit selbst einen Philister gewinnen müßte ... stilistisch durchsichtig und bewegt, in der Haltung geistreich und ungemein unterhaltend.« Das ist gewiß wahr, aber wenn man dann erfährt, daß diese Geschichte einer Erbschaft, auf die alle Hoffnungen, doch noch zu einer »Existenz« zu kommen, gesetzt wurden und die sich in bester Komödienmanier in Luft auflöst, »kein karpriziöser Einfall, sondern dem Leben nachgeschrieben« ist, dann wird der Ton, in dem das Ganze erzählt ist, doch etwas weniger durchsichtig, die Leichtigkeit hat hier ein beeindruckendes Gewicht aufgehoben. »Der Miterbe«, heißt es im Nachwort zu der Ausgabe von 1991, »hieß Baron Alexander Alexandrowitsch von Rechenberg-Linten, er hatte nach einem abenteuerlichen Leben in Ascona haltgemacht. Dort entdeckte ihn Erich Mühsam, der an dem fast tauben Säufer liebenswürdige Züge fand. Um an sein Erbe zu kommen, brauchte er eine standesgemäße Gattin, wofür er zu halbieren bereit war; seine Hälfte hatte er dem Kind einer italienischen Waschfrau zgedacht, die nichts von ihm wissen wollte. Mühsam, der die finanzielle Lage der Gräfin kannte, kuppelte. Er bekam ihr

Jawort zur Weitergabe; sie soll gesagt haben, Rechenberg sei ganz praktisch, da brauche sie nicht die Monogramme in ihren Taschentüchern umzusticken.«¹ Else Reventlow, die Schwiegertochter und Herausgeberin des literarischen Werkes der 1914 im Alter von 47 Jahren in Locarno gestorbenen Gräfin, diesem Urbild der in die Bohème entlaufenen höheren Tochter, die alle Sicherheit ihrer Standesherkunft aufgab, um Malerin zu werden, und eigentlich gegen ihre Absicht, zunächst aus Geldnot Schriftstellerin geworden ist, berichtet: »Der Schwiegervater, ehemals kaiserlich russischer Gesandter in Madrid, ist von der schönen blonden Schwiegertochter entzückt. Doch kurz vor seinem Tod erfährt er, daß die Ehe nur rein vertragsmäßig besteht, und enterbt seinen Sohn. Die Größe des Pflichtteils ermöglicht es trotzdem, bei einiger Vernunft – und etwas resignierte materielle Vernunft ist mit der Zeit über die Gräfin gekommen – für längere Zeit sorgenfrei zu leben. Aber ihr Triumph, endlich einmal das Schicksal überlistet zu haben und schließlich doch den ersehnten Rahmen für das bis dahin 'mit Reißnägeln an die Wand geheftete Bild' ihres Lebens zu erhalten, endet mit dem großen Tessiner Bankkrach des Jahres 1914, welchem auch das Rechenbergsche Vermögen zum Opfer fiel. Franziska Reventlow saß am Kamin, als man ihr die Nachricht brachte, welche alle ihre Pläne, alle ihre Hoffnungen zerschlug. Nachdenklich zündete sie sich eine Zigarette an und lachte: 'Es filmt wieder einmal'.«²

Der Roman, den sie aus dieser Geschichte machte, besteht aus Briefen einer Dame an eine Freundin. Sie befindet sich in einem Sanatorium an der italienischen Grenze, wo sie abwarten will, bis das unter den erwähnten Umständen in Aussicht stehende Erbe eintrifft. Dorthin gekommen ist sie durch einen ihr flüchtig bekannten Psychoanalytiker, dem sie in ihrem kritischen Zustand begegnet ist und der einen Komplex, einen Geldkomplex, bei ihr festgestellt hat und sie in dieser Heilanstalt unterbrachte, wo er sie behandeln will. Die Krise wird so beschrieben:

»Du hast manchmal behauptet, es ginge bei mir wie in den Lesebuchgeschichten, wo fromme Leute eine Kirche oder derglei-

chen nützliche Dinge bauen wollen, ohne jegliches Kapital, aber mit unerschütterlichem Gottvertrauen. Schon wollen sie verzweifeln, richten aber gläubig den Blick gen Himmel – sieh, da klingelt es, und ein anonymer Wohltäter schickt eine unwahrscheinliche Summe.– –

Das war einmal – das war manches Mal –, aber eben bei jener letzten Krisis war keine Rede davon. Die Wohltäter waren ausgestorben, verschwunden, verweist, erzürnt oder nicht mehr zu haben. Ich hatte auch das blinde Gottvertrauen nicht mehr und fühlte, daß die Kluft, die sich zwischen ihm – dem Geld – und mir aufgetan hatte, nicht mehr zu überbrücken war. Es begann sich an mir zu rächen, und das Infame an dieser Rache war, daß es mich nicht nur mied, sondern eben durch seine völlige Abwesenheit alle meine Gedanken und Gefühle ausschließlich erfüllte, mich vollständig in Anspruch nahm und sich nicht mehr ins Unterbewußtsein verdrängen ließ.– –

Es gibt Momente, wo Leute anfangen zu beten. Und es gab einen Moment, wo ich anfang zu rechnen, blind und inbrünstig zu rechnen. Ich rechnete beim Aufwachen und beim Einschlafen, rechnete, wo ich ging und stand, rechnete all die Summen, die ich brauchte, in meinem früheren Leben gebraucht hätte und späterhin brauchen würde, zusammen und wieder auseinander, kalkulierte alle vorhandenen und nicht vorhandenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit.

Mein ganzes Leben zog wieder an mir vorüber bis in die kleinste pekuniäre Einzelheit, ich sah ein, daß ich niemals genug Geld gehabt hatte und voraussichtlich nie genug haben würde – alle verdrängten Begehrlichkeiten, alle gescheiterten Luxusträume wachten wieder auf, alles, was ich jemals hätte tun oder kaufen mögen und nicht getan oder gekauft hatte, gaukelte mahnd vor meinem inneren Auge, und so ging es fort bis ins Endlose.– –« (S. 11-12)

Die eigentliche Eigenschaft des Geldes im Geldkomplex ist also sein Fehlen. Und als Fehlendes zieht es alles Denken, alles

Fühlen, alle Träume auf sich, es wird zum Initiator alles Begehrens, steht ein für alles Begehren, in es muß alles Begehren übersetzt werden und folgerichtig wird wiederum ihm ein eigenständiges Begehren unterstellt. Ich begehre es, was ist aber sein Begehren in bezug auf mich? fragt sich unsere Heldin unablässig. Der Freudianer ist begeistert: »Er sah mich enthusiastisch an und stellte fest, ich litte an einem schweren Geldkomplex, und den könne man nur durch psycho-analytische Behandlung heilen, die er am liebsten selbst übernehmen wollte.« (S.13). Der Romanheldin geht es so schlecht, daß sie akzeptiert, vor allem, weil die Unterbringung in dem geratenen Sanatorium, wo sie durch persönliche Empfehlung des Freudianers Kredit hat und den bevorstehenden Tod des Erbherren abwarten kann, sie fürs erste ihren Gläubigern entzieht. Allerdings stellt sie dort gleich, nachdem sie mit ihren Mitpatienten Bekanntschaft gemacht hat, fest: »Nach meinem Gefühl wären fast alle Psychosen in erster Linie mit Geld zu heilen. Hätte der rebellische Pfarrersohn (er ist Atheist geworden und darüber zusammengebrochen) Geld, so brauchte er weder zu seiner Familie zurück noch eine neue Weltanschauung, sondern würde sich nach Herzenslust amüsieren und, da schon ein Glas Wein und ein bißchen Geschwätz ihn aufleben läßt, bald geheilt sein. – Der Landmann (er leidet an Depressionen und spricht ab und zu schwärmerisch von fernen Ländern, die er gerne sehen würde) könnte um die Welt reisen und über den Wundern der kalifornischen Schweinezucht seinen Trübsinn vergessen. Auch die Witwe (Nervenschock nach dem Tod des fallierten und in den Zeitungen als »unverbesserlicher Baulöwe« schlechtgemachten Unternehmergatten) möchte sich sicher über den unverbesserlichen Baulöwen trösten, wenn er ihr ein anständiges Vermögen hinterlassen hätte. Aber das sieht wohl kein Nervenarzt ein, und es nützt ja auch nichts, wenn er es einsähe. Man kann nicht von ihm verlangen, daß er seine Patienten auch noch finanziert. – –« (S. 19)

Logischerweise kommt denn auch die psychoanalytische Kur nicht so recht von der Stelle. Der Freudianer ist »beständig un-

zufrieden, weil ich nicht das antworte, was er möchte. Er begann seine Erörterung damit, fast jeder Komplex beruhe auf verdrängter Erotik – , mir schien, als erachte er ihn nur dann für vollwertig und wolle auch in meinem Falle versuchen, ihn auf diesen Ursprung zurückzuführen. Etwa so: wenn jemand sein ganzes oder halbes Leben lang vor allem nach Geld trachtet, muß er viele andere, lebendigere Regungen, wie vor allem die erotischen, unbedingt verdrängen... Daß ich in der Verdrängung der »Erotik« Erhebliches geleistet habe, konnte ich nun wirklich beim besten Willen nicht behaupten... im Gegenteil, es wäre mir und meinen Finanzen sicher besser gewesen, ich hätte es mehr getan. Die Sache stimmte also nicht, und wir konnten uns nicht recht einigen.« (S.39)

Nun richtet sich die Befragung auf die in finanzieller Hinsicht völlig unbeschwerte Kindheit und späterhin, wo es eben immer hieß: »Geldnot? ... Das kann doch nicht ernst sein ... und selbst welches herbeischaffen müssen? Ein schlechter Scherz, zu dem man gute Miene macht, solange es nicht überhandnimmt... 'und mit starken Unlustgefühlen verknüpft?' schaltete der Doktor ein.

'Allerdings!'

Gut, er kam allmählich auf die Spur. Es war eben umgekehrt, als wie er anfänglich gemeint hatte. Das Geld selbst war verdrängt worden, nicht die anderen Dinge, und ich war also doch etwas anormal. Gott sei Dank, ich hab so gern, wenn die anderen mit mir zufrieden sind.

Man stellte also einen Geldkomplex in absoluter Reinkultur fest, mit Erotik hatte er gar nichts zu tun.« (S.409)

Selbstverständlich geht es denn auch hier wie beim Witz vom Pfarrer und Versicherungsvertreter. Als unsere Patientin ihren Zweifel an der Erbschaft und ihre Besorgnis für den Analytiker, der sie doch auf seine Verantwortung in dem Sanatorium untergebracht hat, andeutet, erkundigt er sich »ausführlich nach der Erbschaft und ihren näheren Umständen (...), und man vertiefte sich so in dieses Thema, daß es zu spät wurde, um mit der Behandlung fortzufahren.« (S. 41)

Es steht in diesem Roman fest: die Psychoanalyse ändert, so wie sie hier in Wirkung tritt, nichts an der Realität der Geldproblematik. An dieser Realität ändert nur das Geld, die listige, böse, ironische Macht, selbst etwas – und nicht etwa dadurch, daß es sich plötzlich nicht mehr entzöge, daß es seine Eigentlichkeit als Mangel, als Fehlendes aufgab, sondern dadurch, daß es in einer eigenwilligen Kapriole seines Sich-Entziehens die subjektive Position der Protagonistin subvertiert: sie, die in ihrer ökonomischen Krisis den Glauben ans Geld verloren hat, wird durch den Bankkrach, der den sowieso kläglich zusammengeschmolzenen Rest des Erbes verschlingt, nun endlich selbst einmal zur Gläubigerin:

»...Baumann hofft immer noch, mich einmal weiteranalysieren zu können, aber ich glaube, es ist nicht mehr nötig. Denn mein Geldkomplex...

Ich gehöre jetzt selbst zu den Gläubigern – der verkrachten Bank natürlich – , und das gibt dem Geld gegenüber einen ganz anderen Gesichtspunkt. Wer weiß, ob es mich nicht doch noch respektieren lernt, wie es eben nur Gläubiger respektiert, und auf ebenso unwahrscheinliche Weise wiederkehrt, wie es sich verabschiedet hat.« (S. 92)

Was wäre nun aus psychoanalytischer Sicht zu dem hier erzählten, kläglich ruhmlosen, aber wenigstens komischen Scheitern eines psychoanalytischen Interesses am »Geldkomplex« zu sagen? Es gibt einen Satz, der aufhorchen läßt. Als die Heldin den Glauben an das Geld verloren hat, formuliert sie: »ich sah ein, daß ich niemals genug Geld gehabt hatte und voraussichtlich nie genug haben würde«. Analytisch gesehen, klingt dieser Satz verführerisch nach Einsicht in einen Mangel, »ich sah ein, daß ich niemals einen Penis gehabt hatte und voraussichtlich nie einen haben würde«, darauf hätte der eifrige Freudianer sie wohl bringen wollen. Aber dem steht der Geldkomplex gegenüber, der in seiner akuten Form so lautet: »Und wieder fingen meine Gedanken an, unaufhaltsam um den einen Punkt zu wirbeln...ja, es wird wohl Frühling sein, aber was geht

mich das an? Es gibt keine Jahreszeiten, keinen Sonnenschein und keine Blüten – es gibt keinen Lerchensang und keine Frösche – es gibt nur Geld. Das alles tut, als ob es glücklich wäre, und doch gibt es kein Glück und keine Tragik, denn mit Geld läßt sich jede Tragik aushalten, und ohne Geld geht auch das Glück zum Teufel, oder man kann nichts damit anfangen.–

So strich ich alles durch, und setzte dafür Geld. Das hatte tatsächlich etwas Erlösendes, bis mir dann wieder aufs Herz fiel, daß es in meinem Fall ja eben keines gab, und nun fing alles wieder von vorne an.« (S. 13)

Es wäre also gar nicht so sehr um ein »genug« gegangen, sondern um eine Art der Befriedigung, des Genießens, die den erlebten Arten überlegen wäre, um eine Totalität, die nie zu erreichen war. Aus biographischer Hinsicht fallen einem zur Reventlow freilich Deutungen ein; »das Gefühl von Daseinsberechtigung«, das einem, wie sie schreibt, nur zwei Dinge geben: Geld und Liebe, hat sie sich durch ihren Schritt aus ihrer Klasse, ihrer Kinderwelt heraus, aufs Gründlichste problematisiert, ihre Familie hat ihr die »Existenz« abgesprochen, ließ sie nicht einmal ans Sterbebett des Vaters. Keine Institution hat in ihrem Leben mehr eine Art von Kontinuität der Zufuhr von Geld und Liebe geregelt, alles fluktuierende unregelmäßig. Dabei vertrat sie die Ansicht, daß der Gelderwerb den Frauen eigentlich nicht ziemt, daß sie nicht dafür gemacht sind. Sie müßten als Geliebte und Mutter finanziert werden, und da die Ehe sie in ihrer erotischen Erfüllung einschränken würde, müßte ein neues Hetärentum anerkannt werden. Sicher ist es in diesem Zusammenhang nicht ohne Bedeutung, daß ihr zweiter Vorname Liane war (Fanny Liane Sophie Auguste Adrienne zu Reventlow hieß sie), der Name einer exotischen Schmarotzerpflanze (diesen Adelsfamilien ist schon was eingefallen, das muß man ihnen lassen!). Wo der Geschlechtsunterschied aber nicht relevant war, hätte ihr Künstlertum eintreten sollen, ihre Intention, eine gute Malerin zu werden, die sich nie erfüllt hat. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß »Der Geldkomplex« in ihren letzten Lebensjahren

entstanden ist, als sie den Glauben (!) an ihr Talent für die Malerei wohl endgültig aufgegeben hatte und fast mit einer gewissen Regelmäßigkeit von ihren literarischen Arbeiten lebte, die sie offenbar doch noch selbst zu respektieren begann, nicht mehr nur als puren Gelderwerb abtat. Wo nach der Behauptung im Roman das Geld, im Höhepunkt der Krisis, alles sinnlich Erfahrbare ausstreicht, wo es nur Geld gab – als Fehlendes –, wo es nur diesen einen Signifikanten gibt, der nichts und alles bedeutet, an genau dieser Stelle, wo es nur noch das Rechnen, das Zählen gibt, weil das Zahlen unmöglich geworden ist, tritt dann das Erzählen, die Erzählung, die sprachliche Übung und Leistung, das Verweben von Signifikanten zu einem Text, mit dem sogar Geld zu verdienen ist, nicht genug, beileibe nicht, aber doch genügend zu einer bescheidenen »Existenz« (»Ex-sistenz«) in bezug auf die Sprache. Und das geschieht, so erzählt sie es, als ihre unabsehbaren, durch alles Rechnen nicht mehr überschlagbaren Schulden, die sicher für *die Schuld* eintreten (die Schuld gegenüber ihrer Familie, die Schuld der Familie ihr gegenüber), umschlagen in eine benennbare Geldsumme, die ihr geschuldet wird und die sie natürlich nie kassieren sollte.

Und ausgehend vom Fall Reventlow noch etwas zum Geld und der Psychoanalyse. Ihre Kenntnisse der »Freudianer« gehen wohl auf ihre Bekanntschaft mit Otto Groß zurück, und dieser hat allen Besitz als das schlechthin Böse, als das Versteinernde, Leben Abtötende angesehen, doch das wäre ein Thema für sich. In Franziska zu Reventlows Roman kann die Analyse nicht stattfinden, weil es zu keiner Übertragung kommt; der Analytiker im Roman, abgesehen davon, daß er es ist, der die Kur vorschlägt, verscherzt sich das winzige bißchen Neugier seiner Patientin, ob durch sein Wissen nicht doch eine Deutung ihres »Geldkomplexes« greifen könnte, in dem Augenblick, als er sich besorgt auf die Wahrscheinlichkeit ihrer Aussichten auf die Erbschaft einzulassen scheint, da er ja »im selben Boot sitzt«, d.h. durch das Ausbleiben der Erb-

schaft in finanzielle Haftung gezogen werden könnte. Wenn Übertragung zunächst immer dadurch in Gang kommt, daß dem Analytiker unterstellt wird, etwas zu haben, was einem fehlt, so wird Übertragung eben auch nur deutbar dadurch, daß der Analysant für das, was er zu bekommen hofft, bezahlt, daß die Logik der Gabe, des Geschenks, des »Wohltäters« außer Kraft gesetzt wird. Dadurch daß der »Freudianer« dieses Romans seine Bezahlung zunächst mit Diskretion übergeht, wird er, ohne es zu merken, zum komischen, komödienhaften »Gläubiger«, denn er ist mit seinem Anspruch, die Dame von ihrem Geldkomplex heilen zu können, wirklich ein »Gläubiger«, nur ist sein Glaube an seine Wissenschaft nicht mehr trennbar vom Glauben an die Erbschaft seiner Patientin und folglich auch an die Wirklichkeit ihres Anspruchs. Ein Analytiker sollte nicht den Glauben an das Geld haben, sondern Bezahlung für seine Arbeit verlangen, von dem, der kraft der Übertragung an seine Arbeit glaubt, sonst sitzt er in bezug auf die »Existenz« mit dem Analysanten in einem Boot und kann nur seine Ängste oder sein Gottvertrauen in einen vorsehungsmächtigen Wohltäter oder Vater (Vater Staat) teilen, der schon für seine Kinder sorgen und letzten Endes auch für seinen gerechten Anspruch auf Bezahlung einstehen wird. Dem Romanfreudianer war die Sicht auf das Schuldproblem seiner Patientin verstellt, daher meint er, sie habe tatsächlich das Geld verdrängt, kann ihr nichts sagen von der Schuld, die ihr Eigentum ist und für die sie das fehlende Geld setzt. Vielleicht will er nichts wissen von seiner eigenen Schuld. Drolligerweise ist so der Geldkomplex auch als ein Roman über die Absurdität der Kassenanalyse zu lesen. Wer hat schon Geld für eine Analyse? In diesem Sinne ist es wirklich das, was fehlt, und wunderbarerweise genau auch das, was man aufbringen kann, um dem was nicht wirklich fehlt, aber was man nie haben wird, auf die Spur zu kommen, nämlich dem, was unser Begehren ist.

Anmerkungen

- ¹ Franziska Gräfin zu Reventlow: Der Selbstmordverein. Zwei kleine Romane und drei Aufsätze, Herausgegeben von Ursula Püschel. Verlag der Nation, Berlin, 1991
- ² Franziska Gräfin zu Reventlow: Tagebücher 1895-1910, Herausgegeben von Else Reventlow, Luchterhand Literaturverlag Hamburg - Zürich, 1992

Lesung aus:
»uferloser federfluß«

ich habe einen briefwechsel, einen leopold und eine erinnerungslücke. das ist mein hab und gut. der briefwechsel besteht aus papier und seufzern und läßt sich schwer beschreiben. der leopold besteht aus wasser und kohlenstoff und läßt sich ebenso schwer beschreiben. die erinnerungslücke besteht aus räumen und zwischenräumen und läßt sich genauso schwer beschreiben. so schwer es sich beschreiben läßt, so schwer läßt es sich erzählen. das heißt aber nicht, daß briefwechsel, leopold und erinnerungslücke nicht vielleicht einmal zu beschreiben oder zu erzählen wären. leichter allerdings, als das beschreiben und das erzählen fällt mir allemal das aufzählen und das hinschreiben. wirklich leicht, das heißt einfach, ist das alles jedoch auch nicht. wäre das alles einfach, dann wäre es etwas anderes. und wenn es etwas anderes wäre, wäre es etwas ganz anderes. so fällt mir in diesem rahmen das aufzählen und hinschreiben von daten und tatsachen besonders leicht: diese kann ich zuerst skrupellos klassifizieren und systematisieren, um sie nachher gleich wieder zu reduzieren und zu eliminieren. im schlechtesten oder im besten fall kann ich aufzählung und hinschrift im lauf der zeit verlieren. mutatis mutandis heißt das an anderer stelle tempi passati und an noch anderer stelle il tempo é im-materiale, wo es noch dazu etwas anderes heißt als mutatis mutandi

tempi passati. etwas, was sich auch schwer beschreiben und erzählen läßt, was ich aber zu einer anderen zeit an einem anderen ort vielleicht nacherzählen könnte. ich könnte es vielleicht nacherzählen, da nacherzählen nachempfinden und vorstellen heißt, nacherzählung, also nachempfindung und vorstellung ist und so ein vermögen darstellt. nämlich das vermögen, zu verknüpfen. ein verknüpfungsvermögen also, das darin besteht, das eine und das andere, das heterogene und das homogene, das homonyme und das synonyme, das antonyme und das antinome, das paraphone und das grammophone zusammengezählt zusammenzusehen wie gleichzeitig auseinander gehalten und voneinander getrennt zu sehen. wenn das gelingt, wird verknüpfungsvermögen zur verknüpfungskunst, die aus einem nachempfindungsvermögen und einem vorstellungsvermögen besteht. zwei vermögen, durch die nacherzählen zur kunst werden kann. zu der nacherzählungskunst, die das alles, was ich habe, mit dem, was ich alles noch habe und das auch aus etwas besteht, was sich schwer beschreiben und erzählen läßt, verknüpfen kann. das ist nicht einfach, da ich das, was ich alles noch habe, nur ahne, das heißt, im schlechtesten oder im besten fall erahne. ahnen wie erahnen bestehen im vermögen, vorzuahnen. dieses vorahnungsvermögen wiederum besteht in einem verzahnungsvermögen, das auch eine kunst sein kann. die kunst der verzahnung nämlich, vermöge derer ich mein hab und gut so mit dem, was noch nicht mein hab und gut ist, verknüpfen kann, daß beschreiben und erzählen plötzlich leicht und vielleicht einmal ein solches vermögen werden könnten, durch das ich es zu einem vermögen bringen könnte, vielleicht gar zu einem barvermögen, das zu haben für mich eine kunst darstellt. die kunst der künste, die in dem besteht, was ich noch nicht habe und von dem ich nur dann träume, wenn briefwechsel, leopold und erinnerungslücke gerade nicht zu haben sind.

Impressum

Redaktionskomitee: Hans-Werner Lehmann
Christiane Schrübbers
Ilsabe Witte

Layout: Kontor der Stadtschreiber

Druck: Druckerei Weinert

Redaktionsanschrift: c/o Witte, Cheruskerstr. 6,
10829 Berlin

Die *Briefe* erscheinen in der Regel dreimal im Jahr. Sie informieren über die Arbeit der Assoziation und veröffentlichen aus dieser Arbeit entstandene Texte. Wer sie zu erhalten wünscht, teile dies bitte der Redaktion mit.